

Neue Deutsche Hefte

Beiträge zur europäischen Gegenwart
mit den »Kritischen Blättern«

INHALT

Heft **37**

AUGUST 1957

VERLAGSORT GÜTERSLOH

Hermann Hesse Die uralte Frage/
Ein Brief und eine Antwort · **Martin Buber**
Hermann Hesses Dienst am Geist · **Werner
Kraft** Gedichte · **Alexander Mitscherlich**
Jugend in der technischen Welt · **Albrecht
Fabri** Kleine Variation über den Ruhm ·
Gerit Woerner Die Unbegrabenen · **Gerd
Gaiser** Sizilianisches Tagebuch · **Deutsche
Universitäten VII** **Richard Münzner** Die
Universität Hamburg · **Hans Paeschke**
Zeitgeist und Zeitschriften des Westens ·
J. G. Im Kreidekreis · **H. H. Stucken-
schmidt** Adorno und seine Gedanken zur
Musik · **Helmut Lamprecht** Der Erzähler
und das Lyrische · **R. H.** Mit Mißvergnügen
notiert · **Besprechungen**

C. BERTELSMANN

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Joachim Günther und Rudolf Hartung

HEFT 37 — AUGUST 1957

Hermann Hesse: Die uralte Frage / Ein Brief und eine Antwort	385
Martin Buber: Hermann Hesses Dienst am Geist	387
Werner Kraft: Gedichte	394/425
Alexander Mitscherlich: Jugend in der technischen Welt	396
Albrecht Fabri: Kleine Variation über den Ruhm	405
Gert Woerner: Die Unbegrabenen	409
Gerd Gaiser: Sizilianisches Tagebuch	418
Richard Münzner: Deutsche Universitäten VII / Die Universität Hamburg	426

BLICK IN DIE ZEIT

Hans Paeschke: Zeitgeist und Zeitschriften des Westens	436
J. G.: Im Kreidekreis	443
H. H. Stuckenschmidt: Adorno und seine Gedanken zur Musik	446
Helmut Lamprecht: Der Erzähler und das Lyrische	449

KRITISCHE BLÄTTER

R. H.: Mit Mißvergnügen notiert	455
Besprechungen	
Karl Krolow: Federico García Lorca / Dichtung vom tiefinnern Sang . .	457
Michael Hamburger: Edwin Muir / One Foot in Eden	
J. C. Hall / Edwin Muir	458
Walter Helmut Fritz: Hans Bender / Wölfe und Tauben	460
Fritz Arnold: Ernest Hemingway / Tod am Nachmittag	461
Walter Heist: Saul Bellow / Die Abenteuer des Augie March	462
Hans Naumann: André Dhôtel / Das Land, in dem man nie ankommt .	464
Edgar Lohner: Ed. by Elizabeth Nowell / The Letters of Thomas Wolfe	466
Wolf Jobst Siedler: Lobsang Rampa / Das Dritte Auge	467
Herbert Fritsche: Werner Leibbrand / Die spekulative Medizin der Romantik	469
Eric Singer: Roda Wieser / Persönlichkeit und Handschrift	470
Notizen	472

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3,- DM; einzeln 3,50 DM. Redaktion: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7, und Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde West, Potsdamer Straße 60. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Umschlag S. Kortemeier. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Alle Rechte vorbehalten. Die „Neuen Deutschen Hefte“ können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Printed in Germany.

Ein Brief und eine Antwort

Sie kommt immer wieder, die alte Kinderfrage: Hat das Leben einen Sinn? Auch an mich, der ich weder Philosoph noch Seelsorger bin, wird sie viele Male im Jahr gestellt. Und wenn die Kräfte es irgend erlauben, sind wir Alten diesen Kinderfragen, wenn sie uns aus echter Not zu kommen scheinen, eine Erwiderung schuldig, manchmal eine Gebärde des Trostes, manchmal eine freundliche Zurechtweisung.

Dieser Tage schrieb mir aus Norddeutschland ein ganz junges Mädchen, seit kurzem Patientin in einem Lungsanatorium, diesen Brief:

„Bitte entschuldigen Sie, wenn ich an Sie schreibe, aber ich muß es einfach tun. Ich glaube auch, daß Sie mich verstehen werden. Ich bin in einer Lungenheilstätte und habe sehr viel Zeit, um über mich, über andere und über den eigentlichen Sinn von allem nachzudenken. Ach, es ist alles so furchtbar, und ich weiß ja auch gar nicht, ob Sie meinen Brief lesen werden. Wahrscheinlich belästige ich Sie nur damit. Es ist so schwer, mit allen Problemen, die mich beschäftigen, allein fertig zu werden, und manchmal sehne ich mich danach, weise und abgeklärt zu sein. Ich bin oft so verzweifelt, daß ich mich frage, was für einen Sinn das Dasein überhaupt hat. Warum soll man denn überhaupt leben? Es ist alles so furchtbar, und die meisten Menschen sind so schlecht und dumm. Aber ich weiß, daß ich auch nicht besser bin, wenn ich so denke.

Glauben Sie, daß es jemals anders werden kann und daß ich vielleicht wieder fest werde? Ich habe zu Ihnen Vertrauen, aber vielleicht können Sie mir auch nicht helfen, denn Sie sagen ja auch, daß im Leid jeder Mensch allein ist.

Es war vielleicht nicht richtig von mir, Ihnen zu schreiben, und darum möchte ich Sie nochmals bitten zu entschuldigen, wenn ich Sie belästigt habe. Und bitte, nehmen Sie meinen Brief ernst. Ich mußte Ihnen schreiben, weil ich zu keinem Bekannten und zu keiner Freundin richtiges Vertrauen haben kann. Vertrauen vielleicht schon, aber ich glaube, daß Sie mich richtig verstehen.

Mein Brief ist nicht schön, ich drücke mich manchmal so falsch aus, aber vielleicht verstehen Sie mich doch. Ich glaube es. Manchmal gehe ich nach draußen in die Natur, um dort Trost zu finden, aber wenn ich sehe, wie passiv und teilnahmslos sie daliegt, werde ich nur noch trauriger und fühle mich noch einsamer.

Ich grüße Sie sehr. Ihre M. W.“

Der Brief in seiner Hilflosigkeit und seinem Gemisch von Kindlichkeit und Fröheife bewegte mich so, daß ich ihn noch nach Tagen, in denen Briefe und Anliegen von vielerlei Art mich heimgesucht hatten, nicht vergessen konnte. Ich suchte ihn unter den Schichten jener anderen Briefe wieder heraus und las ihn nochmals. Wie bang, erschreckt und aus dem Kinderschlaf gerissen blickte diese junge Seele mich an! Ich wußte über Herkunft und Schicksale

des jungen Mädchens nichts. Vielleicht war es nur die Krankheit, die sie so aufgerüttelt und zum erschreckenden Anblick der Wirklichkeit erweckt hatte. Vielleicht auch war die Krankheit und die Gefangenschaft in der Heilstätte schon die Folge vorangegangener Leiden und Enttäuschungen, war vielleicht ein Umweg und Fluchtversuch. Einerlei, hier war ein Mensch in Not und begehrte nicht nach weltanschaulicher Unterhaltung, sondern nach Trost und Verstandenwerden. Ich schickte vorerst ein paar freundliche Gaben an die Kranke, im Sinn eines Lächelns und Zunicke, einer tröstlichen und beschwichtigenden Gebärde. Aber ich hatte vergeblich gehofft, damit jener leisen Beunruhigung zu entkommen, in die wir geraten, wenn wir leiden sehen, ohne helfen zu können. Noch einen Tag lang plagte es mich. Nicht daß ich nicht gern die Mühe auf mich genommen hätte, ein paar Trostworte zu schreiben. Aber wie hier trösten? Und wie die gehörige Mitte finden zwischen Beschwichtigung und Belehrung, wie ein Zuviel vermeiden sowohl im Zurechtweisen wie im Bagatellisieren? Ich beschloß, mich an jenen letzten Satz des Briefes zu halten, wo vom Trostsuchen bei der Natur und von der Unbekümmertheit der Natur um unsere Nöte die Rede war. Denn einzig hier war vielleicht etwas wie eine Korrektur möglich. Und so schrieb ich die folgende Antwort:

Montagnola, den 1. Juni 1956

Liebe M. W.

Ihren Brief habe ich wohl verstanden, seine Fragen aber kann ich nicht beantworten. Es sind Kinderfragen, wie wir sie in unserer Not zuweilen stellen, als müßte es irgendwo eine Instanz geben, von der wir Antwort erwarten dürfen. Es geht jedem so, und die Kinderfragen an „das Leben“ hören nie auf. Ich bin 79 Jahre alt, und morgen wird wieder ein naher Freund von mir begraben, einer der treuesten und hilfreichsten, und auch ich alter Mann hätte Lust, jene Instanz zu fragen, warum das geschehen mußte, da ich alt und hinfällig bin, während der Freund bis vor kurzem bei voller strahlender Lebenskraft war.

Der Fehler bei solchen Fragen und Klagen ist vermutlich der, daß wir von außen etwas geschenkt bekommen möchten, was wir nur selber, mit eigener Hingabe, in uns zu erlangen vermögen. Wir verlangen, das Leben müsse einen Sinn haben – aber es hat nur ganz genau so viel Sinn, als wir selber ihm zu geben imstande sind. Weil der Einzelne das nur unvollkommen vermag, hat man in den Religionen und Philosophien versucht, die Frage tröstend zu beantworten.

Diese Antworten laufen alle auf das Gleiche hinaus: den Sinn erhält das Leben einzig durch die Liebe. Das heißt: je mehr wir zu lieben und uns hinzugeben fähig sind, desto sinnvoller wird unser Leben.

Ein Beispiel: Sie gehen durch die Natur, um Trost zu suchen, und sind enttäuscht darüber, daß diese Natur so „passiv und teilnahmslos“ daliegt. Aber wie viel Teilnahme haben Sie der Natur geschenkt? Sie haben nicht gesehen

und gespürt, wie schwer auch sie es hat, wie vom Käfer bis zum Baum jedes Wesen zu kämpfen, zu arbeiten, zu leiden, zu entbehren hat, wie jedes sich unter Kampf und Opfern ins Ganze einordnen und sich seinen Gesetzen fügen muß. Sie waren der Natur gegenüber ebenso teilnahmslos und liebelos wie umgekehrt. – Hier liegt das Problem. Und darüber sage ich kein Wort weiter, darüber müssen Sie selbst nachdenken.

Mit freundlichem Gruß Ihr H. H.

MARTIN BUBER / HERMANN HESSES DIENST AM GEIST

Ansprache bei der Hesse-Feier in Stuttgart am 30. Juni 1957

Aufgefordert, zum 80. Geburtstag meines Freundes Hermann Hesse zu sprechen, habe ich empfunden und erklärt, daß ich nicht zu leisten vermag, was von einem solchen Vortrag erwartet wird: die Würdigung eines dichterischen Gesamtwerks. Was ich zustande zu bringen meinte und daher übernahm, ist ein Hinweis auf die Bedeutung, die dem zentralen Abschnitt dieses Werkes, der in Hesses Schwabenalter beginnenden Reihe großer Erzählungen, innerhalb der Bemühung unserer Zeit um die Position des Geistes zukommt. Auf sie hin ist ein personaler Weg, Stück für Stück dieses Wegs, exemplarisch sichtbar zu machen.

Daß es erzählende Werke sind, um die es geht, muß als wesentlich verstanden werden. Der berufene Erzähler erfährt und berichtet alles Sein als Begebenheit. Landschaft, gedanklicher Ausspruch, ja die Regungen der Seele selber teilen sich uns hier als ungebrochenes Ereignis mit. Als Hesse 1917, nach einigen erzählungsfrohen Büchern, die als solche freudig aufgenommen worden waren, in den Dienst des Geistes trat, mußte er eine Idee des Geistes vom Geist, die er in der Sphäre der leiblichen Begebenheiten erlebt hatte, als leibliche Begebenheit erzählen. Den Dichter Hesse hatte in der Mitte seines Lebens die Hand des Geistes aus sorglosem Fabulieren gerissen und hatte ihn gezwungen, sein, des Geistes Ringen, seine Fährnisse und Wagnisse episch, das heißt, als Vorgänge des Lebens von Menschen mit Menschen zu berichten. Dabei wurde von Werk zu Werk das Anliegen in immer genauerem Sinn ein geistiges. Zugleich aber vollendete sich die erzählerische Meisterschaft, die Macht der Wandlung des Problems in Ereignis. Zuletzt, als von einem imaginären Reich des in sich beschlossenen Geistes zu berichten war, war keine andere Sprache mehr vernehmbar als die des Geschehens. Geschehnisse des Geistes traten als ein unseren Sinnen gezeigter Verlauf in die Erscheinung.

Geschicke des Geistes – in unserem Zeitalter ist damit vornehmlich die Krisis des Geistes gemeint, genauer: die Krisis in seinem Verhältnis zum Leben. Am Himmel der Philosophie hatten sich die Zeichen dieser Krisis schon vordem kundgetan. Von dem stürmenden und heischenden Leben überwältigt, bestritt der Geist sein eigenes Amt des Wahrheitsfinders und Gesetzesprechers, er gab das Leben frei und wollte nur noch dessen Interpret sein, je nachdem ein dithyrambischer oder auch ein pragmatistisch dozierender Interpret. Was das freigegebene Leben mit sich anzufangen wußte, das haben wir hernach zur Genüge erfahren. Ehe dies aber sich unverkennbar manifestierte, erscholl der Widerhall des Lebens zum Ruf des Geistes; vielmehr, es war nun der dichtende Geist, der im Namen des unbändigen Lebens sprach, gegen die Zwingherrschaft einer absoluten Moral sich empörte und die souveräne Individuation pries. Hierher gehört das erste in der Reihe der die Krisis des Geistes spiegelnden Werke Hermann Hesses, jener aufrührerische „Demian“ aus der Zeit des ersten Weltkrieges, in dem das Recht eines selbstherrlichen Kain gegen einen unterwürfigen Abel verfochten wurde – eine Haltung, die ja schon zu Byrons Zeit ein Vorrecht der nach Freiheit vom Gesetz begehrenden Dichter war.

Es ist kein Zufall, daß Hesse dieses anthropologische Postulat durch ein theologisches ergänzte und daß der Gott, den er verkündete, kein anderer war als das gnostizisierende Wesen Abraxas, das uns auch in einer frühen Schrift des Psychologen Carl Gustav Jung entgegentritt, das Wesen, das, wie Hesse sagt, „die symbolische Aufgabe hat, das Göttliche und das Teuflische zu vereinigen“, das also ebendasselbe in ewiger Vollkommenheit besitzt, was die psychologistische Lehre ihre Adepten als die Integration des Bösen vollziehen heißt.

Es hat den Anschein, als erhöbe sich hier nur ein Aufstand gegen jene Macht des creator spiritus, welche nicht bloß zwischen Licht und Finsternis, sondern bald auch zwischen Heil und Unheil scheidet. Und doch beginnt mit diesem ersten Werk der Reihe der Dienst des Dichters Hesse am Geist. Denn der Weg des menschlichen Geistes fängt immer wieder mit einem verwegenen Durchbruch an, und jedem Durchbruch geht ein vermessener Abbruch voraus. Alles kommt darauf an, wohin nun der Schritt führt. Man kann nicht zurück und man darf nicht da stehen bleiben, wohin man gelangt ist, denn wer im Abbruch verweilt, geht des geistigen Lebens verlustig. Auf der Suche nach dem lebendigen Gott muß man mitunter unwürdig gewordene Bilder zerschlagen, um für ein neues Raum zu schaffen. Aber der Abraxas ist gar kein Gottesbild, sondern ein komplexer Begriff, der Begriff einer letztgültigen Verschmelzung von Gut und Böse. Man muß ihm den Rücken kehren, wenn man weiter kommen will. Denn ein Wesen, das lediglich uns selbst, ins Unbedingte gehoben, darstellt und legitimiert, statt uns in den Weg zu treten, uns zu unterweisen und uns zu berichtigen, ist nicht göttlicher Art.

Nach dem Durchbruch des „Demian“ ist Hesse nicht auf eine Versöhnung

ausgegangen. Er ist auf der Seite des rebellierenden Lebens geblieben. Aber schon der nächste Schritt führt ihn auf eine Stufe größerer Erhellung.

3

Die in der Reihe folgende Erzählung „Siddhartha“, die als „indische Dichtung“ bezeichnet ist und aus den ersten Nachkriegsjahren stammt, gibt der großen Frage, die durch alle diese Werke Hesses geht, der Frage nach dem Ziel des Geistes, eine neue bedeutsame Wendung.

Siddhartha, ein Zeitgenosse Buddhas, widersteht der Lehre des Meisters, weil sie wie alle Lehren einseitig sei. Er, Siddhartha, sagt allen Lehren ab, die notwendigerweise das eine bejahen und das andere verneinen, denn sie könnten, so meint er, der Wirklichkeit des Seienden nicht gerecht werden. Er, Siddhartha, will die Welt, die wirkliche Welt, in der Sünde und Gnade dicht beisammen hausen, nicht durch Scheidung, durch Ja und Nein, ergründen und zerspalten, sondern sie nur noch lieben, sie als die lieben, die sie eben ist, in sich bestehend.

Im „Demian“ hatte Hesse den Anspruch des drängenden Lebens gegen das Diktat des Geistes vertreten; im „Siddhartha“ wird kein Anspruch mehr geltend gemacht. Dort war das Ziel die perfekte Individuation, hier die Liebe zu der in ihrem Bestande untadeligen Welt. Hier wie dort steht letztlich der Geist gegen den Geist, aber dort um der Freigabe der durch den Geist niedergehaltenen Elementarkräfte willen, hier um seiner selber, des Geistes willen, damit ihm nicht mehr vorgeschrieben werde, was an der Welt er lieben dürfe und was an ihr er zu verachten habe. Zwischen jenem und diesem Werk steht der Beginn der grausamen Erfahrung des Zeitalters: daß das Leben, wenn es dem Geist nicht mehr botmäßig ist, gegen sich selber wütet und sich selber vernichtet. Mag Siddhartha in einer steten Meditation Sünde und Gnade in einem umfassen: wenn er es nicht mehr mit der allgemeinen Wesenheit „Sünde“ zu tun hat, sondern etwa mit der faktischen Gewalttat, die vor seinen Augen anhebt, mit der Mißhandlung des Schwachen durch den Starken, mit dem Mißbrauch des Abhängigen durch den über ihn Verfügenden, wird er, Siddhartha, die All-Liebe vergessen und sich gegen das Böse einsetzen. In der Dimension des Faktischen muß der Geist, damit das menschliche Übel nicht übermächtig werde, Mal um Mal innerhalb der Menschenwelt so kräftig unterscheiden als er je und je vermag. Diesen Notstand des weltliebenden Menschen hat der Mensch Hesse ja selber immer unmittelbarer kennen gelernt und hat in einer Zeit, in der die Geistigen so vielfältig sich den Machthabern versklavten, das freie Standhalten des Geistes unerschrocken bewährt.

4

Das Buch „Der Steppenwolf“, das nun an der Reihe wäre, gehört nur peripher zum Thema des Dienstes am Geist. In all seiner rückhaltlosen Heutigkeit

doch ein tief romantisches Werk, greift es in einer seltsamen Weise auf die Phase des Abbruchs zurück. Es ist, als habe der Autor durch etwas, das, wiewohl grundwichtig, damals, ein Jahrzehnt vorher, ungesagt geblieben war, sich im Weitersteigen behindert gefühlt. Das Buch will als die „innere Biographie“ eines Menschen verstanden werden, den, wie Hesse sagt, „schon sein hoher Grad von Individuation zum Nichtbürger bestimmt“. Über diese Grundanschauung hatte der „Siddhartha“ schon einen bedeutsamen Schritt weit hinaus geführt, aber gleichsam über etwas hinweg, das nun nachgetragen, nachgeholt zu werden verlangte.

5

Schon aber, unmittelbar nach diesem intermezzo appassionato, wird uns eine neue Stufe zu ersteigen gegeben.

„Narziß und Goldmund“, ein hartes und im Grunde schwermütiges Werk, ist in dieser Reihe die blankste, rundeste Erzählung im Sinn der klassischen Tradition. Zum Unterschied von den früheren Büchern der Folge wird hier dem rebellischen Geist, der sich in der Hauptperson verkörpert, ein ebenbürtiger Widerpart gesellt, und zwischen den beiden, zwischen dem immer neu im Aufbruch begriffenen, schweifenden, an sich reißen den und das Ergriffene zu Bild gestaltenden Geist und dem asketischen, dem Gedanken hingegebenen, dem Leben mit der Idee antwortenden, waltet ein großgefaßtes dialogisches Verhältnis. Beiden wohnt die Authentizität des Geistes inne, beide sind Geist, beide zusammen sind der Geist. Hier erst hat Hesse den Widerstreit des Geistes leiblich geformt, in der Zwiefalt dieser zwei Menschen, die nicht gegeneinander kämpfen, sondern einander gegenüber und eben so miteinander da sind. Zu Unrecht also sagt der Denker Narziß zu seinem Antagonisten und Freund, dem Bildner Goldmund, von seiner eigenen Art redend, in der Natur könne der Geist nicht leben, nur gegen sie, als ihr Gegenspiel. Beide mitsammen erst, der sich von der Natur hinnehmen läßt und der ihr die Stirn bietet, beide mitsammen sind der Geist. Der Widerstreit des Geistes, der sich in der Geschichte immer wieder, mit geschichtlichen Faktoren eigentümlich zusammenwirkend, in Krisen entlädt, ist hier im Bilde eines Gegeneinander und Miteinander zweier Menschen begriffen und berichtet.

Wirklich erzählt wird freilich nur das Leben des einen, des Künstlers. Der Mönch Narziß spricht zu uns, aber er bleibt dabei wie unbeweglich; was ihm geschieht, erfahren wir kaum. Hesse hat hernach tief erkannt, was er damit dem denkerischen Geist schuldig geblieben war, und hat im letzten Werk der Reihe, im „Glasperlenspiel“, eine große Kompensation geschaffen.

In einem anderen denkwürdigen Belange, der uns hier besonders angeht, wird in „Narziß und Goldmund“ gleichsam eine Brücke zu dem viel späteren „Glasperlenspiel“ geschlagen. Narziß sagt von sich: „Das Ziel ist dies: mich immer dahin zu stellen, wo ich am besten dienen kann . . . Ich will innerhalb des mir Möglichen dem Geist dienen, so wie ich ihn verstehe.“

Dem entspricht auf der nächsthöheren Stufe jene geheimnisvolle Tatsache, daß Leo, der „Diener“ des Bundes der Morgenlandfahrer, sich als dessen höchster Meister enthüllt, und auch noch in dem Namen Josef Knechts, dessen Lebensgeschichte im „Glasperlenspiel“ erzählt wird, klingt das gleiche Motiv an. Das Gesetz, das hier regiert, wird von Leo „das Gesetz vom Dienen“ genannt.

6

In diesen beiden letzten Werken der Reihe ist das Thema, das sich in den früheren entfaltet hat, der Widerstreit des Geistes, anscheinend nicht mehr vorhanden. Weder kämpft hier der Geist um die Rechte des Lebens, noch setzt er die allbejahende Liebe gegen die Scheidung der Erkenntnis, noch auch steht hier, in zwei Personen eingestaltet, der abenteuernde und bildselige dem in sich gehaltenen Geiste gegenüber. Und doch wären die Gemeinschaftlichkeit, die sich in der „Morgenlandfahrt“ dokumentiert, und der große Friede, der im „Glasperlenspiel“ waltet, nicht anders als im Schreiten durch das Feuer der Gegensätze zu erreichen gewesen, und im Innern von Fahrt und Spiel glüht das verwandelte Feuer fort.

Das phantastische Gleichnis von der Morgenlandfahrt, von einer späten launenreichen Romantik durchsetzt, aber im Kern durchaus von unserer Zeit, ist der geglückte Versuch, die Traumfahrten aller Menschen von bildstarker Wunschkraft als eine einzige gemeinsame Fahrt zu fassen und zu erzählen. Ich nenne ihn einen geglückten Versuch, weil es Hesse gelungen ist, das Udenkbare dieser Reise durch Räume und Zeiten zugleich, Reise einer großen Schar und doch zugleich in Teilgruppen der enger Zusammengehörigen, letztlich aber jedes Einzelnen nach dem unerreichbaren Ziel seines Lebenswunsches, doch eben als einen Vorgang zu berichten.

Die Schar besteht nicht bloß aus gleichzeitig lebenden Menschen, sondern auch aus sagenumwobenen Helden der Zeiten, zu den geschichtlichen gesellen sich Figuren alter und neuer Epik, und sogar Pseudonyme Hermann Hesses wagen es, sich darunter zu mengen. Sie alle sind miteinander in einem „Bund“ verbunden, dem Bund der Morgenlandfahrer, die getrennt und mitsammen nach dem Zielland der einbildungskräftigen Wünsche fahren. Diese unmögliche und doch wirkliche bundhafte Verbundenheit hat die ringenden Einsamkeiten jener vorangegangenen Erzählungen Hesses abgelöst. Mit diesem Bund und dem Orden, die hier und im „Glasperlenspiel“ die Geschehnisse tragen, ist die Kategorie des „Wir“ in Hesses Werk eingezogen. Demgemäß bildet es den Wendepunkt der Erzählung von der Morgenlandfahrt, daß das sie erzählende Bundesmitglied, ohne alle Pseudonymie als „H. H.“ bezeichnet, dem Zweifel an der Wirklichkeit des Bundes verfällt, und es ist ihr Höhepunkt, wie er den Glauben und damit die Wirklichkeit selbst auf höherer Stufe wiedergewinnt. Es ist die Wirklichkeit des Geistes, der Welten aus Welt baut; und dieser Geist ist letzten Grundes ein gemeinschaftlicher. Ein eigentliches Ende hat „Die Morgenlandfahrt“ nicht. Der Erzähler bricht

ab; und doch empfindet der treue Leser diesen Schluß nicht als fragmentarisch. Die Doppelfigur aus einem „halbwirklichen“ H. H. und einem ganzwirklichen Leo, die uns hier zu sehen gegeben wird, läßt uns zur Genüge fühlen, wie der Geist durch Fleisch und Blut in das Gebilde fährt. Die Erzählung hat erfüllt, was ihr als einem Bekenntnis oblag, und eben damit ist sie zum Gleichnis geworden.

7

Man darf „Die Morgenlandfahrt“ als ein Präludium zu dem letzten und gewichtigsten Werk der Reihe, dem „Glasperlenspiel“, betrachten. In beiden verspüren wir nichts mehr von jenen Stürmen des Geistes, die die früheren durchtobt hatten. Aber in der „Morgenlandfahrt“ wird uns noch das Versagen des Menschen in den Proben des Geistes beschrieben; im „Glasperlenspiel“ herrscht ein großer Friede zwischen beiden. Was sich hier begibt, begibt sich in den altgewohnten Dimensionen menschlichen Daseins, wenn auch in einer künftigen Entwicklungsphase dieses Daseins; und doch mutet es uns an, als sei der Geist, der beim Menschen eingekehrt ist, bei sich selber zu Gast.

Das Beisichsein, die Selbsteinkehr des Geistes, hat hier die Form des Spiels; und nicht anders als unter dieser Form konnten Taten des Geistes so gelassen erzählt werden. Diesem nicht über sich hinauslangenden Spiel nach eigenem strengem Gesetz, diesem lückenlos geregelten Spiel „mit sämtlichen Inhalten und Werten unserer Kultur“, der Musik und der Mathematik gleich verwandt, Kunst und Wissenschaft zugleich, dieser aus äußerster Hochzucht des Geistes entstandenen Vollendung des homo ludens dient der kastalische Orden der Glasperlenspieler, der Josef Knecht zum magister ludi bestellt. Knecht arbeitet für den Geist in dieser seiner Spätform mit einer großen, nie nachlassenden Hingabe und in einer durch nichts zu trübenden Heiterkeit. Es gelingt ihm, das Erziehungswerk des Ordens zu noch größerer Vollkommenheit zu bringen. Zur gleichen Zeit aber geht es ihm immer deutlicher und unerbittlicher auf, daß mit alledem die Verantwortung des Geistes für die ihm anvertraute Welt der lebenden und leidenden Menschen eher versäumt als geübt wird. Zum Helfer des unendlich preisgegebenen und unendlich von sich selber bedrohten Lebens ist der Geist berufen, und man dient ihm schlecht, wenn man nicht der Hilfe Dienst leistet, die er dem Leben zu gewähren hat. Josef Knecht gibt sein Amt auf und verläßt den Orden, mit der Absicht, als Lehrer an einer gewöhnlichen Schule irgendwo im Lande von neuem zu beginnen. Zunächst will er den Sohn eines Freundes unterrichten. Um das volle Vertrauen des Jungen zu gewinnen, folgt er ihm zu einem bedenklichen Wettschwimmen und ertrinkt. Wenn ich diesen Schluß des großgearteten Werkes lese, streift mich jedesmal seltsamerweise die Vorstellung des Opfertodes, den in der Erzählung Knechts von einem imaginären früheren Lebenslauf der Regenmacher eines matriarchalen Stammes auf sich nimmt, weil er eine kosmische Katastrophe nicht verhütet hat.

Der Geist ist nicht als ein wunderliches Nebenprodukt des evolvierenden Naturprozesses entstanden; er ist einem wunderlichen Naturwesen, Mensch genannt, auf dessen Wegen erschienen und ist zu ihm eingegangen. Paracelsus und ihm nach ein Dichter unserer Zeit, Hofmannsthal, wissen von ihm zu sagen, er wohne nicht in uns. Ich meine vielmehr, er wohne und wohne nicht. Wir verdanken ihm prometheische Gaben, und er hat wie Prometheus gelitten. Er hat, dem Leben des Menschen zu Hilfe, gegen allerhand Ungeheuer gekämpft. Aber er ist in sich zerfallen und hat sich selber bestritten, und da konnte er uns kein zuverlässiger Helfer mehr sein. Wir sind in große Not geraten, er hat uns beigestanden, und er hat uns verraten, denn er war kein ganzer und einiger Geist mehr. Heute steht er in der Krisis. Seine Krisis ist die unsere. Ganz und einiger kann er nur werden, wenn er sich für unsere Einigkeit einsetzt.

Hermann Hesse hat dem Geiste gedient, indem er als der Erzähler, der er ist, vom Widerspruch zwischen Geist und Leben und vom Streit des Geistes gegen sich selber erzählte. Eben dadurch hat er den hindernisreichen Weg wahrnehmbarer gemacht, der zu einer neuen Ganzheit und Einheit führen kann. Als der Mensch aber, der er ist, als der homo humanus, der er ist, hat er den gleichen Dienst gedient, indem er stets, wo es galt, für die Ganzheit und Einigkeit des Menschenwesens eintrat.

Nicht die Morgenlandfahrer und die Glasperlenspieler allein grüßen dich heute in aller Welt, Hermann Hesse. Die Diener des Geistes in aller Welt rufen dir mitsammen einen großen Gruß der Liebe zu. Überall, wo man dem Geiste dient, wirst du geliebt.

GASTMAHL

Ich sah den blauen Tisch
Und rings herum vier Stühle,
Auf ihm nicht Fleisch noch Fisch,
Noch Wein, nur Mond am Ziele.

Ich hörte tief erschreckt
Den Rundgesang der Leere.
Für wen wird hier gedeckt?
Wem gibt der Wirt die Ehre?

Welch sonderbarer Gast!
Mir scheint, er ist betrunken
Und eh' er alles faßt
Schon in die Nacht versunken.

Die Bäume stehen still.
Sie wachsen in das Dunkel,
Wo alles was nicht will
Verlodert in Gefunkel.

Zwei Häuser wachsen stumm
In ihres Wachstums Scharfen.
Ich werde noch so dumm
Wie dieser kluge Garten.

Und schwinde mir, erdrückt
Von allzu starkem Sinne,
Und sinke unentrückt
In Schlaf, und werde inne,

Es war zu schön, es schwand,
Und auch die feinsten Reste,
Und durch das stille Land
Die Klage der Gäste.

HYMNE

Gewaltig, Gott, ragt deines Gedankens Bau,
In dem ich wohne, kellergeschützt vor dir,
Und auch dein Schweigen in der Tiefe,
Zwischen den Wölfen, den Jaguaren.

Gewaltig, Gott, ertönt deiner Liebe Herz,
Wenn sich die Ohren schließen des Herzens Schlag,
Und auch dein Kreisen mit Gestirnen,
Auch deine Sprache, des Menschen Wortbruch.

Gewaltig, Gott, erscheinst du an weißer Wand,
Von keinem Schatten irdischen Scheins getrübt,
Zu einem wütenden Frohlocken
Allen, die jubeln, daß du nicht wärest.

Gewaltig, Gott, stehst über uns du der Alp,
Daß nicht zu sein, wie alle, du wärest feig,
Der Armut hiesiges Geheimnis –
Bist du getrost? Ich vertraue dir mich.

KINDERBALL

Wie ruft es aus den süßen Zeiten!
Ich war ein Kind und sah das Meer.
Es wimmelte von Ewigkeiten,
Von Sonnen, Fahnen, Wellentagen.

Ich lebte selig aus dem Vollen.
Hier war der Freund und dort die Braut.
Wer weiß wo ihre Sterne rollen!
Ich höre ihre Herzen schlagen,

Denn einmal gab es für die kleinen
Und großen Kinder einen Ball,
Das Mädchen sehe ich erscheinen,
So scheu . . . Vorm Tore steht der Wagen.

Inmitten aller Wissensspezialisierung wächst an einem Ort, in der Lehre vom Menschen, unverkennbar eine Wissensvereinigung. Biologie, Soziologie, die Psychologie des Verhältnisses unbewußter und bewußter Strebungen, die großen Kunstformen, oft von ganz neuem Ansatz aus, verschlingen sich in der einen Absicht, das Wesen des Menschen in dieser so tief veränderten, von ihm so gänzlich umgestalteten Welt zu begreifen. Die verschiedenen Teilaussagen zu integrieren, wird nur durch die Übung im Zusammenschauen von Einzelergebnissen aus verschiedenen Forschungsgebieten gelingen.

Daß ein Überblick wie dieser nur lückenhaft sein und nur einige Andeutungen vermitteln kann, ist selbstverständlich. Das wenige, was geboten wird, soll als Bemühung einer Art von Querdenken zwischen Einzelaspekten der Lebensäußerung verstanden werden, und zwar im Hinblick auf das Problem, welche Anpassungsschwierigkeiten und welche Notlagen beim Versuch, ein selbständiger Mensch zu werden, dem jungen Menschen ganz allgemein heute begegnen, an welcher individuellen Ausgangslage sein Leben auch begonnen haben mag.

An der Entrüstung wie an dem stillen Unbehagen, das manche Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen heute erwecken, wirkt unbeachtet eine optische Täuschung mit, nämlich uns nahe soziale Mißstände für größer zu halten als historisch ferne. Die Formel, daß der Mensch ein getreues Abbild seines geselligen Lebensstiles ist, hat durch die Forschungserkenntnisse der modernen Menschenkunde viel an Gewicht gewonnen. Den Menschen als *Homo natura*, als reines Naturwesen gibt es nicht. Wo er uns begegnet, ist er immer ein von dieser seiner Gesellschaft geformtes Wesen. Er besitzt nahezu unwandelbare Grundbedürfnisse; sie teilt er mit allen anderen Lebewesen. Er besitzt eine Konstitution, die, abgesehen von den extremen Fehlformen, wie sie als Ausnahmen in allem Lebendigen entstehen, ungewöhnlich plastisch ist. Diese allgemeine menschliche Konstitution kann sich an ungleich mehr Schauplätze des Lebens angleichen, als dies anderen Lebewesen möglich ist. Die individuellen Erscheinungsvarianten tragen zur Buntheit des sozialen Lebens bei. Wo die Eigenart des Einzelnen diese Gemeinform stört, wo er am Leben „krankt“, ist die Frage nach der Eigenart der sozialen Umwelt, in der er aufwuchs, wie uns heute scheint, wichtiger als die Frage nach der „Erbmasse“. Wenn man heute der Sozialprägung eine so große Aufmerksamkeit zuwendet, dann ist dies ein ausgleichendes Bemühen nach einer langen Periode entwicklungsmechanistischer Vorstellungen. In dem zu ihnen gehörenden Menschenbild schien es, als sei die Erbanlage das unabänderliche Schicksal schlechthin. Wir wissen heute, daß biologische Anlagekräfte mit lebensgeschichtlichen Erlebnissen und Ereignissen eine unlösliche Einheit bilden. Diese Verhaltensprägungen überformen die biologische Mitgift von

Anfang an derart tief, daß man an dem, was schließlich als Charakter, als typisches individuelles Gepräge sichtbar wird, kaum eine scharfe Trennungslinie zwischen Erbanlage und Sozialeinfluß zu ziehen vermag. Vielmehr kommt es gerade darauf an, das, was im individuellen Leben zusammen entstanden ist, auch als Einheit zu begreifen.

Die erregenden Erkenntnisse der neueren Menschenkunde, die mit den Entdeckungen Bolks über die „unreife“ Geburt des menschlichen Kindes begannen und dann besonders durch die Untersuchungen Adolf Portmanns (des Baseler Zoologen) und seine Lehre vom „extrauterinen Frühjahr“ entscheidend vertieft wurden, zeigen, wie sehr der Mensch ein primär soziales Wesen ist. Damit soll nochmals gesagt sein, daß sehr wenige seiner Verhaltensweisen definitiv angeboren sind, fast alle bedürfen des mitmenschlichen Lebens zu ihrer Entfaltung. Und auf diesem Weg bilden sich natürlich auch alle Hemmungen und Deformierungen heran. Vergegenwärtigt man sich dazu noch, daß der Mensch, im Wortgebrauch der Verhaltenslehre, von Natur aus ein Nestflüchter ist, aber nach einer verkürzten Lebensphase im Mutterleib sehr unreif geboren wird und erst am Ende des ersten Lebensjahres den Status des normalen neugeborenen Nestflüchters erreicht, so wird deutlich, daß er das Lebensmilieu des biologischen Schutzes in der Gebärmutter vorzeitig mit dem der sozialen Fürsorge vertauscht, sein extrauterines Frühjahr also im „sozialen Uterus“ verbringt. In dieser ersten Lebensphase erfolgen die sozialen Grundprägungen seines angeborenen Triebverhaltens, die bei ihm an die Stelle einer geschlossenen Instinktregulation mit wenig individueller Lernmöglichkeit – also an die Stelle der tierischen Verfassung getreten sind. Aus der Beobachtung an Tieren wissen wir aber andererseits, wie oft diese Erstprägungen zu endgültigen unkorrigierbaren Grundformen des Verhaltens führen können. Dies scheint in vieler Hinsicht auch für das menschliche Kind, im ersten Lebensjahr wenigstens, zuzutreffen.

Alle diese Einsichten, die wir hier nur kurz skizzieren können, machen deutlich, daß die alte „Milieutheorie“, die so lange in unfruchtbarem Streit mit der „Erbtheorie“ lag, überwunden ist. Erblehre wie Verhaltensforschung haben sich außerordentlich verfeinert. Das „Milieu“ ist aus einer kompakten Vorstellungseinheit aufgelöst in ein vielschichtiges affektives Bezugssystem zwischen Menschen. Man hat begonnen, die einzelnen Entwicklungsschritte des Menschen von der Geburt an unter dem Gesichtspunkt zwischenmenschlichen Verhaltens zu untersuchen. Dabei ist es unmittelbar einsichtig, daß das Diktat, das von den Lebensformen der Mitmenschen ausgeht, von der Art und Weise, wie sie dem Neugeborenen und dann dem heranwachsenden Kind begegnen, besonders zwingend ist, da dem Säugling und Kleinkind nur wenige primitive Antwortreaktionen zur Verfügung stehen. Ist man sich einmal klar darüber, daß der Lebensbeginn gleichsam die elementare Anordnung aller später sich entfaltenden Verhaltensweisen in sich trägt, so wird man nicht erstaunt sein, auch in den reiferen, späteren Äußerungsformen des Individuums Anteile seines primären, archaischen Verhaltensmusters wiederzuentdecken. Auch ein Mensch, der sich in hohem Maße seines Ver-

haltens bewußt geworden ist, trägt in sich alle Stufen der Aneignung oder der Überwindung von eingepägten Formen des sozialen Stils. Die Kultur ist andererseits ein „Speicher“ für Vorentscheidungen (oft auch Vorurteile lästiger Art), der für den Einzelnen die Muster seiner aktuell geforderten Handlungsweisen enthält. Sich nicht nach diesen Mustern zu verhalten, erweckt Angst; und wiederum ist dies eine Erfahrung, die bereits aus der frühesten Lebenszeit stammt.

Andererseits ist aber die Variation der Verhaltensschemata oder der gesellschaftlichen Verhaltensnormen der eigentliche Spielraum der persönlichen Eigenart. Sklavische Befolgung erzeugt das konformistische Verhalten, Rebellion unter dem Andrang unkontrollierter Triebansprüche das asoziale. Souveräne Einsicht in die eigene Innenwelt wie die reale Außenwelt ermöglicht erst den befreiten, angstfreieren Verhaltensstil, von dem die immer wieder geschichtlich notwendigen Neuformungen sozialen Lebens ihren Ausgang nehmen. Die Skala reicht also von Asozialität über konformistische Verhaltensgebundenheit zu einsichtigem Verhalten als höchster Sozialleistung des Menschen. Und wenn man weiterhin bedenkt, daß menschliche Verhaltensstile nie perfekt sind – wie die instinktregulierten Lebensformen der Tierwelt –, also immerfort geschichtlich überholt werden, so hat man einen Zugang gefunden, warum das Jugendproblem von soviel Vorurteilen belastet ist.

Wir sprachen soeben vom kollektiven Speichervorgang sozialer Erfahrungen und meinen damit die Entwicklung und Beständigkeit lebendiger Traditionen. Seit einigen Generationen ist aber dies die Frage: sind die Antworten, die dort, in diesem Kulturspeicher lagern, noch gefragt? Mit anderen Worten: stimmt die Erfahrungssumme, die als Tradition sich niedergeschlagen hat, mit den realen Herausforderungen an Handeln und Entscheiden, die der Mensch in der Gegenwart zu bestehen hat, noch überein? Zuerst einmal können wir gar nicht anders als aus geschichtlichem Standort, nach eingeschlifften Wertmaßstäben zu urteilen. Eben das ist ein vergleichsweise dem Instinktzwang ähnliches Verhalten. Es erfordert also nicht wenig Anstrengung, um die Automatismen unseres Wertens und von daher unseres Handelns zu kontrollieren, uns zu befragen, ob sie tatsächlich sachgerechte Einschätzung zulassen. Dabei ist es fernerhin notwendig, sich darüber klar zu sein, daß eine solche Revision anfänglich immer nur von wenigen Menschen und in jedem Fall nur in einem bestimmten Ausmaß des Verhaltens möglich ist. Der weitaus größte Teil unseres Verhaltens erfolgt, wie die neuere Sozialpsychologie nachwies, nicht aus individueller, sondern aus jeweils einem Kollektiv zugehöriger Verhaltensorientierung heraus.

Einer zweiten Forderung scheint man leichter genügen zu können: Es ist die Einsicht in die sich wandelnde reale Außenwelt. Wir leben nicht mehr in einer bäuerlich strukturierten Gesellschaft, auch nicht mehr in den überschaubaren Besitz- und Lebensverhältnissen der bürgerlichen Stadt. Die völlig nach der Zukunft offene Erfindungs-Zivilisation hat alle Schranken, die frühere Lebensformen in der Welt hatten, niedergelegt. Diese Umweltänderung ist dramatisch genug, und wir sehen bereits die nächsten Schritte, die sich durch die „zweite

industrielle Revolution“ anbahnen. Hier scheint etwas überwunden zu werden, was bisher nahezu alle größeren Kulturgebilde kritisch überschattete, nämlich der Mangel an Produkten. Es bahnt sich ein Reichtum von ungekanntem Ausmaß an. Die hochindustrialisierten Zentren der Erde, die die Vorreiter dieser neuen Epoche sind, produzieren so viel, daß Hunger gebannt, zermürende physische Arbeitsleistung auf Maschinen übertragen werden kann, daß also die Kuliarbeit der vorindustriellen Epochen verschwindet. Die meisten Menschen waren bisher aber Kulis. Dazu werden die Menschen älter als je in der Vergangenheit, und das wird nicht nur zu der von den Kulturkritikern allgemein beklagten Überalterung – einem erschreckenden Mißverständnis – führen, sondern dazu, daß mehr Menschen als zuvor die Chance einer individuellen Reifung erhalten.

Es ist banal, diese oft ins Bewußtsein gebrachten Veränderungen jetzt noch einmal zu wiederholen. Sie sollen nur als Markierung dafür dienen, daß wir in der Tat aus vielen Bedingungen heraus in eine neue Geschichtszeit eingetreten sind.

Wie steht es aber mit den Verhaltensnormen, die das moralische, das alltägliche Leben der Menschen regulieren? Sie stammen alle aus der Welt vor dem Einbruch der wissenschafts- und industriegelenkten Umweltgestaltung, aus Epochen der Seßhaftigkeit, der mühseligen, meist jahreszeitlich rhythmisierten Arbeit, aus Epochen, in denen die Fremde schlechthin an den Grenzen der Grafschaft begann, in denen es keine rationale Aufgeklärtheit den Erscheinungen der Krankheit oder den Sitten anderer Kulturen gegenüber gab. Der Soziologe Schelsky hat eine sehr treffende Unterscheidung zwischen Traditionsformen gemacht. Er spricht von „höherer oder geringerer Umweltgebundenheit der Tradition“. Die höher umweltgebundenen zerbrechen zuerst. So sind mit dem Auftreten industrieller Produktionsformen die handwerklichen Traditionen verschwunden. Die geistigen, umweltunabhängigeren Traditionen haben besser überdauert. Was wird aus ihnen, fragt Schelsky, wenn auch sie „funktionslos“ werden, sich in „geistigen Luxus“ verwandeln? Es wird ihnen ebenso ergehen wie jedem anderen Luxus auch: er ist nicht mehr lebensnotwendig. Ihn zu haben, kann angenehm sein, er kann aber auch zum lähmenden Hemmschuh werden. Jedenfalls stirbt man nicht, wenn man ihn entbehrt.

Worauf diese Gedanken hinführen wollen, ist dies: Die Geschichte der rational industriell sich ordnenden Welt zeigt uns, daß auch Wertnormen, die großen Verhaltensleitbilder, milieuabhängig, keine reinen geistigen Überordnungen sind. Sie gedeihen ohne Bezug zu einem konkreten Sozialleib ebensowenig, wie ein leibverneinender Geist gedeihen kann. Da wir auf Tradition und verbindliche Lebensordnung nicht verzichten können, da es den Zerfall einer Gesellungsordnung bedeutet, wenn ihre verfeinerten geistigen Regulative zum unverbindlichen Luxus werden, muß es gelingen, mit den realen Lebensformen in Einklang stehende „höhere“ Lebensformen neu zu entwickeln. Es muß also nicht mehr und nicht weniger gelingen, als eine tiefere Anpassung an den Zustand dauernder Veränderung, wie er eben durch unsere erfindungsveränderliche Zivilisationsform geschaffen wurde, zu finden.

Man könnte sich denken, und man hat dies naiverweise auch oft getan, daß die Anpassung an die technische Welt ohne Erfordernisse einer tieferen Umgestaltung in der Triebökonomie des Menschen sich vollziehen könnte. Unter Triebökonomie verstehen wir dabei die Ordnung jener Einheit seelisch-geistigen und davon untrennbaren physischen Lebens, alles, was uns als Charakter, als Stimmung, Haltung, Offenheit oder Verslossenheit, Beschränktheit an einem Menschen oder an ganzen Menschengruppen erscheint. All das, was wir an jeweiliger Lebensverfassung in uns erkennen und was andere an uns erkennen, ist das Ergebnis der mehr oder minder stabilen Abgestimmtheit der Triebkräfte. Diese inneren Gleichgewichte sind nun aber durch die Lebensbedingungen der Industriegesellschaft nicht nur in einer vorübergehenden, sondern in einer endgültigen Weise gestört worden; so endgültig, daß es nunmehr keine Rückkehr, sondern unausweichlich nur noch einen „Abschied von der bisherigen Geschichte“, um ein Wort Alfred Webers zu gebrauchen, gibt.

Wenn der Einzelne verfeinerte, umweltentbundene Traditionen sowohl in seinen rationalen Handlungen wie in seinen gemüthhaften Bedürfnissen beachtet, so heißt das, daß es ihm gelang, in sich Verhaltensformen anzulegen, die eine Selbstüberwindung, eine Überwindung primärer Triebansprüche zugunsten der Lebensrechte der Mitmenschen trainieren. Und das gelingt offensichtlich nicht so leicht und so schnell, wie es gelang, der bewohnten Erde ein anderes Gesicht zu geben, auch nicht so schnell, wie es gelang, aus purer Selbsterhaltungstendenz sich neuen Produktions- und Lebensformen elementarer Art anzupassen.

Man darf die kulturellen Leistungen der Vergangenheit nicht so überschätzen, wie es ein Besucher der glanzvollen Museen zu tun verführt sein könnte. Die Ausbeutung der Mitmenschen ist deshalb durch die Jahrtausende ein so zeugnisarmes und stummes Geschehen gewesen, weil es zu den kulturellen Selbstverständlichkeiten gehörte. Die Reflexion der privilegierten Schichten erreichte fast nie diese, gesamt-gesellschaftlich gesehen, breitere Lebenswirklichkeit. Die industrielle Revolution hat zum erstenmal in der Geschichte die Voraussetzungen geschaffen, Kultur ohne Ausbeutung zu ermöglichen. Man braucht nicht mehr, wie der amerikanische Soziologe Potter (in seinem Buch „People of Plenty“) dargelegt hat, anderen etwas wegzunehmen – sozusagen in aller sozialen Unschuld –, um sich selbst entfalten zu können. Vielleicht liegt hierin überhaupt eine der grundlegenden Herausforderungen zu einem neuen kulturellen Stil, den die Lebensbedingungen der Gegenwart mit sich gebracht haben.

Was bedeutet dies alles für die Menschen, die heute als junge Generation heranwachsen? Negativ kann man es an einer Untersuchung demonstrieren, die in England durchgeführt wurde. Grünhut¹⁾ hat die jugendlichen Rechtsbrecher dieses Landes aus den Jahren 1948, 49 und 50 auf ihren sozialen Hintergrund hin betrachtet. Dabei kam die erstaunliche Tatsache zutage,

¹⁾ Max Grünhut, *Juvenile Offenders before the Courts*. Oxford Univ. Press 1956.

daß „70–80% der Knaben aus guten oder erträglichen häuslichen Verhältnissen stammten“. Weder die alte Milieutheorie noch die populäre Vorstellung von der „schlechten Erbmasse“ kann mit dieser Tatsache fertig werden.

Von der Triebökonomie her ist ein Verständnis eher möglich. Der Antriebsüberschuß, der den jugendlichen Menschen besonders auszeichnet, ist hier offenbar der Verhaltenskontrolle entlaufen. Dabei muß man noch anfügen, daß diese Verhaltenskontrolle im Laufe der Reifung, also spätestens zur Pubertätszeit, immer mehr von einer äußeren Kontrolle auf eine innere übergeht; daß uns eine innere Stimme sagt, was wir im sozialen Feld tun dürfen und was verboten ist. Wenn es also auch, grob gesehen, „normale“ Elternhäuser waren, die diese straffällige Jugend entließen, so kann das offensichtlich nicht darüber hinwegtäuschen, daß unter solcher Oberfläche ein Zerfall verbindlicher Tradition sich vollzieht. Mit Schelsky zu sprechen, „Familientraditionen haben keine öffentliche Funktion mehr“. Und daran wiederum scheint weniger die individuell-fahrlässig gestaltete Erziehung Schuld zu tragen, sondern man sieht sich auf einen Notstand verwiesen, dem wir alle nicht entgehen. Wir müssen unsere Traditionen revidieren, all das, was uns nicht nur lieb und wert, sondern auch sakrosankt und unabänderlich erschien.

Es gibt aber auch positive Lebensäußerungen, weithin sichtbare Demonstrationen des Unbehagens und des Mutes, ja Todesmutes, um diesem Unbehagen zu entfliehen. Die Aufstandsbewegungen in den barbarisch unterdrückten osteuropäischen Staaten wurden von der Jugend, von ihrem ungebrochenen Elan getragen. Was hier geschehen ist, kann für eine Beurteilung unserer Situation nicht überschätzt werden. Es sind die Anzeichen einer Götterdämmerung in einem soziologisch prägnanten Sinn. Die Methoden der Diktatur im Zeitalter aufeinanderfolgender technischer Revolutionen beruhen auf einer Züchtung blinder Unterwerfung unter eine Art von Autorität, die gerade durch diese Revolutionen entthront wird. Mag es sein, daß die neue Massen-Anonymität große Angst erweckt und daß unbewußt Schutz bei Supervätern im Stil dieser auf überlebensgroßen Transparenten daherkommenden Riesen der Neuzeit gesucht wird. Desgleichen vollzieht sich aber auch ein genau gegenläufiger Vorgang. Die Angleichung an die Lebensbedingungen der Industriewelt ist unaufhaltsam und von rasanter Schnelligkeit. Menschen, die bisher in steinzeitlicher Kulturform lebten, springen in einem halben Lebensalter in dieses uns spät erscheinende Jahrhundert.¹⁾ In jedem Fall bedeutet dies aber den Verlust jener Götterwelt, die in irgendeiner Weise Abbild der Sittenordnung der patriarchalen Autorität war. Mag es traditionell naheliegen, die riesigen technischen Projekte der Neuzeit mit den Mitteln Iwans des Schrecklichen zu verwirklichen, das Konzept, so infam-perfekt es auch durch eben diese technischen Möglichkeiten geplant sein mag – es scheitert an eben diesen tiefgreifenden Bewußtseinsänderungen, welche mit der Technisierung, mit der Entbindung von

¹⁾ Vgl. dazu die eindrucksvolle Arbeit von Margaret Mead, *New Lives for Old*, London 1956, Gollancz.

Selbsthaftigkeit, physischer Arbeitsversklavung, besonders aber auch mit dem Überwinden des Informationsmangels unverhinderbar einhergehen.

Aber man kann eben nicht nur ein Bewußtsein verändern, ohne daß dies zugleich Veränderungen im Gesamten der Person mit sich bringt, insbesondere also auch Veränderungen in den unbewußten Lebens- und Erlebensvorgängen. Plötzlich werden Zensur und Gedankenkontrolle, der Status des Leibeigenen in den Deportationszentren – Jahrtausende lang eine Selbstverständlichkeit – zu unerträglichem Zwang. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn es gerade die Jugend ist, also die Generation, die schon am weitesten von alten Traditionen entbunden ist und die technische Welt als die ihre anerkennt – wenn es gerade also die Jugend ist, welche die Zukunftshoffnungen archaisch-autoritärer Staatsplaner zunichte macht. Indoktrinierung vorindustriellen Stils gelingt hier nicht mehr. Aus dem Zwang neuer Verhältnisse ist diese Jugend weder willens noch in der Lage, in unbefragbaren Glaubens- und Leitformeln Genüge zu finden. Im Hinblick auf die außerordentlichen und nicht nur intellektuellen Anforderungen, welche der ständige technische Fortschritt an die Menschheit stellt, spricht der Wirtschaftswissenschaftler Hans Gross geradezu von der „Entdeckung der Dummen“. Bisher waren sie das Fußvolk der Geschichte, gut genug für den monotonen Trott niederer Arbeit. Zunehmend wird diese vom Arsenal der Maschinen übernommen. Was jetzt zählt, sind die unterrichteten Köpfe. Die Gesellschaft kann sich keine Scheindummheit, keine brachliegenden, keine doktrinär verstümmelten geistigen und seelischen Potenzen mehr leisten. Von hier aus sind die ersten Anzeichen des Scheiterns überholter Konformitätsmacherei hinter dem Eisernen Vorhang zu verstehen. Es handelt sich zum erstenmal in der Geschichte um eine Revolution, welche durch die technische Revolution selbst herbeigeführt wurde, und das unterscheidet sie z. B. sehr deutlich von der russischen Oktoberrevolution des Jahres 1917. Sie war weder eine Revolution dieses Stiles noch eine Gegenrevolution. Sie war eine Revolution anderer Art.

So geben die unterschiedlichen Erscheinungen Kunde von einer Unruhe, welche die Menschheit überall dort erfaßt hat, wo moderne Wissenschaft und Technik einziehen. Die Reichweite des Interesses jedes einzelnen heute lebenden Menschen ist gewaltig erweitert. Aber zugleich ist eine Relativierung der eigenen Lebensweisen eingetreten, die nicht weniger bestürzend ist. Die neue, aus der alten nicht hervorgewachsene, sondern eingebrochene, überlagernde, kaum sich vermischende Lebensform erfordert von diesem Einzelnen nun die volle Anspannung aller Kräfte zur Lebenssicherung in zukünftiger Richtung. Nur wenn man sich klarmacht, daß ein im technisch hergestellten Binnenraum, also z. B. in der Großstadt sich bewegender Mensch sinnlich erlebend völlig anders beansprucht wird als alle seine Vorfahren, daß seine umweltprovozierte soziale Verhaltensprägung sich so gewandelt hat, daß er ein ganz neues, unbekanntes „Gesicht“ zeigt, und wenn man weiterhin nicht vergißt, daß das Leben trotz seiner Komfort- und Sekuritätshilfen nicht leichter geworden ist, sondern auf eine überraschungsreiche Art und Weise schwer

geblieben ist, dann wird man verstehen, daß fast die ganze Interessenkapazität der Menschen von der Aufgabe absorbiert ist, diese plötzlich veränderte Welt in Gestalt der zweiten technischen Natur zu verstehen. Wir sprechen hier nicht vom Interesse irgendwelcher Spezialisten, sondern von dem des durchschnittlich lebenden Menschen.

Die lebendige Geschichte war sowieso in den Händen der Spezialisten nicht besser aufgehoben. Sie wurde besser an den Lagerfeuern erzählt, war in den Gesängen mythisch entrückt und zugleich hergeholt als Orientierungsleitlinie für das Geschehen, wie man es gerade zu bestehen hatte. Das Erlaubte und das Verbotene, die Prämien und die Strafen, Macht, Hinterhalt der Welt, Ohnmacht, Geborgenheit und Schutzlosigkeit, all die Erregungsmotive, die gleichen Lebensfragen jeder Generation, die sich mit ihrem Leben in den Schutz der Tradition begibt, war hier phantasierend entworfen. Soweit die Einsicht reichte, war das Leben bis zum Horizont klar und überschaubar.

Diese Orientierungsleitlinien erwartet naiv der Neuanfänger jeder Geschichtsepoche. Und gerade sie, gerade diese Sicherheit aus traditionellem Schutz können die Eltern ihren Kindern heute nicht geben. Vergegenwärtigen wir uns nur, daß in diesem Augenblick im engen Nebeneinander Kinder noch nach mittelalterlichen Vorstellungen, andere im Stile bürgerlichen Klassenbewußtseins, wieder andere in der Notsituation zerbrochener Familien, aber zugleich nach den modernen pädagogischen Errungenschaften in Krippen und Horten erzogen werden, daß die feineren Verhaltensformen einer schlesischen Mutter aus einer ländlichen Gemeinde in den Großstädten des Ruhrgebietes, in die sie sich verschlagen sieht, plötzlich unangemessen werden, vergegenwärtigen wir uns dies alles, so wird es nochmals verständlich, warum zu der explosiven Ausdehnung technisch-industrieller Produktionsformen keine ebenso gleichförmige Ausweitung eines einzigen, ebenso einheitlichen Verhaltensstiles gehören konnte.

Keine Sozialordnung überstand bisher die Fakten Auto, Radio, Hygiene usw., ohne ihr altes Gesicht zu verlieren, sich vor sich selbst zu verfremden.

Es wäre sehr unzulässig, die unbestreitbaren Desorientierungen sozialen Verhaltens, wie man sie heute unter Jugendlichen beobachten kann, auf irgendwelche heute gegebenen Verführungssituationen zurückzuführen. Daß Verführungen nicht widerstanden werden kann, zeigt eben, daß die Verhaltensprägung für diese Klippen des Lebens nicht ausreichend war. Das war sie aber deshalb nicht, weil bereits die Eltern dieser Jugendlichen vor den gleichen Orientierungsschwierigkeiten oder der gleichen Revisionspflicht unseres mitgebrachten Verhaltensstiles standen wie nun unsere Kinder. Was sich nun seit 150 Jahren – also in einem geschichtlich noch sehr kleinen Zeitraum – abspielt, ist ein fortwährender Traditionsabbau, der zu einem entsprechenden Identitätsbruch in der Selbstbegegnung der Menschen führt. Die technische Revolution zehrt in ihrem unablässigen Fortschritt alle geschichtliche Substanz unseres kulturellen Speichers auf. Verbindliche neue Verhaltensweisen relativer Umweltentbundenheit, also geistiges Traditionsgut, hat sich noch nicht durchgesetzt.

Nehmen wir zur Vergegenwärtigung dieses Vorganges ein sehr einfaches Beispiel. Der Begriff des Vaters ist für jeden von uns aus der Summierung ungezählter Einzelerfahrungen entstanden. Ein Kind, dessen Vater z. B. bei allen Arbeitsvorgängen unerreichbar, unsichtbar geworden ist, entbehrt eine Kraft der Wegleitung in mehrfacher Hinsicht. Es fehlt ihm neben der gefühlshaften die „sächliche“ Beziehung zum Vater, es kann einfach nicht mehr beobachten, wie er die sächliche Welt bemeistert. Damit fehlt ihm ein sehr wichtiges Erfahrungsfeld in der Anleitung zur Gestaltung, durch die sich natürlich zugleich auch eine gefühlshafte Beziehung herstellen wird. Aber der Vater seinerseits arbeitet nicht nur abseits des beobachtbaren Lebensraumes des Kindes, in Büro oder Fabrik, er selbst ist bereits ein von dieser technischen Revolution mit Haut und Haaren Ergriffener. Er gestaltet im Durchschnitt gar nichts, was er als Werk seiner Hände vorweisen könnte. Er selbst hat also schon eine der großen Möglichkeiten der Verständigung verloren.

Eine einzige solche Überlegung – und man könnte zahllose andere finden – zeigt, daß die geänderte Welt nicht mit den Hilfsmitteln der Vergangenheit zu bewältigen ist.

Vieles, was in früheren Epochen in der Natur ein Rätsel und in der menschlichen Gesellschaft eine unumstößliche Einrichtung schien, ist aufgelöst und abgeschafft worden. Dafür sind neue Rätsel entstanden. Das größte ist wohl der Ausbruch dieser erfinderischen Unruhe und Suche nach neuen Wegen, sich die Welt untertan zu machen. Dieser Erfindergeist, dessen Urmotive wir weit weniger kennen als die Hervorbringungen, die wir ihm verdanken, zeigt viele Merkmale einer Flucht nach vorn. Er erschließt nicht nur neue Kraftquellen, sondern ermöglicht zugleich einer ungeahnten Zahl von Menschen die Lebensvoraussetzungen. Längst vollzieht er sich nicht mehr nur aus freien Stücken, aus purem Entdeckungshunger; er ist vielmehr vom Wunsch nach Wohlergehen einer Menschheit vorangetrieben, der dieses Ziel nur durch ein permanentes Neu- und Umschaffen der Methoden ihrer Produktion erreichbar wird. Was daraus folgt, ist, daß die Tradition, die Bindungsformen des Einzelnen an seine Gesellschaft, künftig nicht mehr auf ruhenden Lebensbedingungen sich einrichten kann. Vielmehr müssen die Verhaltensmuster auf einen rasch fließenden Unterstrom technischer Veränderung hin angelegt sein. Dies ist ein Aufgabe, deren Umriß durch all die Notlagen hindurch langsam sichtbar wird.

Vergegenwärtigen wir uns nochmals die Erwerbungen, die mit der Errichtung technokratischer Ordnungen gemacht wurden. Wir leben besser als unsere Vorfahren, wir leben länger als sie, wir sind ungleich informierter, als sie es je waren. Welches sind die neuen Forderungen, die an uns gestellt werden? Rasche Anpassung an eine stetig sich wandelnde Umwelt, vorurteilsfreieres Umgehen mit Menschen anderer Sozialprägung als unserer eigenen, ein höheres Maß von Gefühlskontrolle, das uns den Umgang mit den technisch zugänglichen Energien ohne dauernde Katastrophen ermöglicht. Die Gefahren sind eindeutig genug. Reizüberflutung dezentralisiert unser Wahr-

nehmungsfeld und zerstreut uns im buchstäblichen Sinne des Wortes. Eine Fülle von Gütern verspricht uns die Minderung unserer Unlust, und die Toleranz, eine solche zu ertragen, ist deutlich herabgesetzt.

Zwischen diesen Möglichkeiten, Forderungen und Gefahren wird sich das abspielen, was zweifellos zu einem neuen Erscheinungstypus des Menschen führen wird, nämlich zu einem Wesen, das diese neu entstandene Unruhe zu bemeistern versteht, und die Erziehung wird zu nichts anderem beizutragen haben als dazu, ein von keiner Umweltveränderung verrückbares Wissen darum zu behalten, daß alle Unruhe vom Menschen selbst ausgeht, also auch nur in ihm selbst wirkungsvoll beherrscht werden kann.

(Ein zweiter Aufsatz – „Pubertät und Tradition“ – folgt im nächsten Heft)

ALBRECHT FABRI

KLEINE VARIATION ÜBER DEN RUHM

Nach dem Wesen des Ruhms heißt unter anderm, nach dem Wesen der Größe fragen. Ruhm ist eine bevorzugte Art, auf Größe zu reagieren. Größe aber ist, wie Jacob Burckhardt in den Weltgeschichtlichen Betrachtungen sagt, „was wir nicht sind“.

Sie ist der Nonkonformismus par excellence. Eben diesen Nonkonformismus belohnt die Gesellschaft früher oder später mit Ruhm. Ein merkwürdiger Vorgang: Die Gesellschaft stößt, was das Gewohnte überragt und durchbricht, nicht nur nicht aus, sie stellt es sogar auf einen Sockel. Sie sieht im wörtlichen wie im übertragenen Sinn zu ihm auf. Oder wäre der Sockel nur eine andere Form der Ausstoßung?

Dem Fingerzeig des lateinischen Verbums *susplicere* folgend ist das, wozu man aufsieht, das Suspekte. Das Denkmal wäre demnach die Antwort auf eine Störung. Soweit das Große überhaupt wahrgenommen wird, erscheint es als das Beunruhigende.

Weitgehend dasselbe übrigens, etwas wahrnehmen und etwas Beunruhigendes wahrnehmen! Der Wahrnehmung des Nichtbeunruhigenden antwortet augenblickliches Vergessen. Es wird eigentlich überhaupt nicht wahrgenommen – was mit anderen Worten besagt, daß es eine innige Beziehung zwischen Wahrnehmung und Schmerz gibt. Auch das Denkmal dürfte also wohl ein Ausdruck von Schmerz sein.

Es ist in der Tat keine einfache Manifestation der Dankbarkeit, oder doch nur so, wie sich auch Rache als eine Form der Dankbarkeit beschreiben läßt. Rache ist charakterisiert durch die Unfähigkeit zu vergessen. Dieselbe Unfähigkeit, die einem Trauma, einer Blockierung, einer partiellen Lähmung

des Geistes gleichkommt, bildet aber die Voraussetzung auch des Ruhms. Sie bildet die Voraussetzung der Geschichte überhaupt: beider Möglichkeit beruht darauf, daß unser Bewußtsein mit einem Teil dessen, was geschieht, nicht fertig wird. Geschichte und unbewältigte Geschichte sind eins. So daß Ruhm eigentlich Mißerfolg bedeutete? – Erfolg hat, was von der Gesellschaft resorbiert wird. Resorbiert aber heißt in diesem Fall dasselbe wie – Vergessenwerden.

Die Tatsache, daß es in einer Gesellschaft Berühmtheiten, besagt nichts anderes, als daß es in ihr Fremdkörper gibt. Ruhm ist der metaphorische Ausdruck für die Anwesenheit von Unverdaulichem. Die Gesellschaft antwortet mit Ruhm, auf was ihr weder zu assimilieren noch zu verketzern gelingt. Ruhm ist das Mittel, das loszuwerden, was man anders nicht loswird.

Woraus folgt, daß die Hauptfunktion des Ruhms in der Erzeugung eines Scheins bestehen muß. So scheint Ruhm ja doch das Große zu ehren; würde sich seine wirkliche Ehrung indes nicht dadurch ausweisen, daß man das Große begriffe und eben damit seiner Sonderstellung entkleidete?

Auch anerkannt, bleibt das Große das Fremde. In dieser Hinsicht erinnert die Entstehung von Ruhm an den Vorgang der Perlbildung.

Die Muschel überzieht einen in sie eingedrungenen Fremdkörper mit einer Rinde aus Kalk und organischer Substanz. Sie assimiliert ihn, indem sie ihn abkapselt; der Sockel, auf den man das Große stellt, ist eine Methode, es sich vom Leib zu halten. Die Gesellschaft verfolgt mit seiner Anerkennung dasselbe Ziel wie mit seiner Ablehnung: sie ist im einen wie im andern Fall bemüht, die Verwundung durch das Große zu vermeiden.

Verräterisches Wort ja auch schon: etwas anerkennen! Man erkennt an, was anzuerkennen man nicht länger umhin kann. In Etwas-Anerkennen steckt Zwang und heimliches Knurren. Die Anerkennung ist nicht etwa das Gegenteil der Ablehnung, vielmehr ihre perfidere Form: zahlt die Ablehnung mit Leidenschaft, so die Anerkennung mit Achselzucken.

Ablehnung engagiert sich immerhin noch: sie gibt die Beunruhigung durch das Große zu. Sie läßt es also, genau genommen, besser gelten als die Anerkennung. Sie hebt hervor, was die Anerkennung gerade kaschiert: die Ungeheuerlichkeit des Großen nämlich . . . Ist Ablehnung aktives, so Anerkennung passives Nichtverstehen.

Nicht nämlich so, als ob Anerkennen Erkennen einschlösse! Ruhm weiß eigentlich gar nicht, was er rühmt. Er lebt auf Kredit, er zahlt mit ungedeckten Schecks; das durch ihn Berühmte ist nicht wirklich, sondern scheinbekannt.

Notwendigerweise sogar! denn was man versteht, bewundert man nicht. Bewunderung ist modifizierte Verwunderung. Weshalb man sich inter pares zwar schätzt, aber nicht bewundert. Einen Atelierruhm gibt es nicht, d. h. Atelierruhm beruht auf Übereinander-Bescheidwissen, ist also, wiewohl er den Kristallisationspunkt des Ruhms bildet, etwas ganz anderes: eine Form der Cameraderie gleichsam . . . Ruhm beginnt und wächst mit der Entfernung vom Atelier.

Womit zusammenhängt, daß Ruhm desto größer ist, je weniger sich über seine Titel Rechenschaft geben läßt. Das Vage gehört zum Ruhm; Ruhm, der aufhörte, vage zu sein, hörte überhaupt auf. Je unbestimmter die Größe ist, auf die er sich bezieht, desto größer erscheint sie, – geradezu als ob Bestimmtheit sie reduzierte und ihres Charakters als Größe beraubte.

Eine bestimmte Größe ist tatsächlich weniger groß als eine unbestimmte, denn sie zu bestimmen erfordert, ihr gewachsen sein, und eben damit verschwände, was doch ihr Wesen ausmacht: die Differenz nämlich . . . („Größe ist, was wir nicht sind“). Ruhm lebt davon, uns seinen Gegenstand, der eine Unbekannte ist, für eine Bekannte vorzumachen.

Er gibt sich den Anschein, das Große zu vermitteln; in Wahrheit verewigt er es nur, – was auf das genaue Gegenteil hinausläuft. Es wirklich zu vermitteln, müßte Ruhm nämlich seine eigene Vernichtung betreiben. Er müßte den Rühmenden dem Gerühmten derart angleichen, daß eine nach der andern seine sämtlichen Voraussetzungen entfielen.

Merkwürdiges Paradox: Was die Tätigkeit des Rühmens allererst sinnvoll machte, würde sie zugleich erübrigen. Der Sinn des Ruhms besteht im Bemänteln seines Widersinns. Denn wenn schon, rühmt man das Große dadurch, daß man den Zwang, es zu rühmen, schrittweis abbaut und übersteigt. Ruhm ist die ultima ratio der Gesellschaft, sich dem Großen zu verschließen.

Er ist die feierliche Form der Abdankung dem Großen gegenüber. Indem man es anerkennt, verzichtet man darauf, an ihm teilzuhaben. Man antwortet auf den in jeder Größe enthaltenen Vorwurf nicht mit der Anstrengung, es ihr gleichzutun, man läßt sich das Große gefallen. Man erniedrigt es zur Spezialität. Der Skandal der Größe wird so vertuscht.

Dieser Skandal besteht nämlich darin, daß Größe keineswegs eine Spezialität, d. h. daß sie nur insofern außerordentlich ist, als wir hinter ihr zurückbleiben. Er besteht darin, daß, obwohl das *par définition* Anormale, mit dem Normalen verglichen nicht sie, sondern dieses anormal erscheint.

Das Große ist das Besondere eben nur im Sinn der Statistik: insofern es Möglichkeiten realisiert, die zu realisieren wir versäumen. Es ist darin besonders, daß es allgemeiner ist als das Allgemeine.

Größe subsumiert gleichsam; man erkennt sich im Großen wieder. Besser sogar, als man sich in sich selbst wiedererkennt: Größe ist sozusagen, was wir wären, wenn . . . Eben darauf beruht die Möglichkeit, sich im Großen konjunktivisch zu spiegeln, – die ihrerseits wieder der Grund dafür ist, daß Größe überhaupt Verzeihung findet.

Ein neues Licht auf den Ruhm: Die Gesellschaft fälscht sich mit seiner Hilfe im Großen den Stellvertreter zurecht, der das eigene Zukurz kompensiert. Der Dichter nimmt uns das Dichten gleichsam ab; nur daß das nicht geht, einem etwas abnehmen!

Kann man das Denken schon ändern überlassen, kann man doch nur für sich denken. Genauso, wie wir dem Großen nicht wirklich, sondern nur im Konjunktiv gleichen, können wir es auch nur im Konjunktiv verstehen. „Man versteht Künstler, insofern man Künstler wird, sich also selbst versteht“, heißt es einmal bei Novalis. Ruhm ist das Mittel der Gesellschaft, dieses Gesetz nicht wahrhaben zu wollen und, wenigstens scheinbar, zu umgehen.

Mit einer Metapher könnte man Ruhm als den Versuch beschreiben, die Einsiedelei in ein Ausflugslokal zu verwandeln. Mißlingt der Gesellschaft, den Einsiedler zurückzupfeifen, macht sie sich auf, ihn zu besuchen. Das Scheinwesen des Ruhms bedingt, daß es auch hier nur zu einem Scheinbesuch kommt.

Das einzige wirkliche Mittel, einen Einsiedler zu besuchen, ist eben ein anderer Einsiedler. Sehr schön findet sich das in einer Anekdote bei Aristoteles ausgedrückt.

Eines Tages besuchten Fremde den Heraklit. Sie trafen ihn aber, wie er sich gerade an einem Backofen wärmte. Sie besuchten ihn, heißt das, nicht in seinem Denken, sondern in seiner Notdurft. Die fatale Tendenz, den Künstler just in dem zu überraschen, in dem er nicht Künstler ist: „dans l'acte de mettre ses pantoufles“ ... Auch in der historisch-biographischen Beschäftigung mit dem Großen ist sie wirksam.

Eben das Ansehen, das Ruhm der Größe gibt, verstellt ihr Wesen ärger als alles sonst. Bemüht, ihr den Stachel zu nehmen, übersetzt Ruhm gleichsam aus Größe als Ferment in Größe als Genußgegenstand. Daß man, das Große wirklich zu genießen, sich produktiv (und das heißt: abwehrend) gegen es verhalten muß, wird dabei ebenso unter den Tisch gewischt, wie daß Größe nur als Herausforderung Sinn hat.

Der Güter höchstes also, wie ein bekannter Schillervers den Ruhm nennt? – Dann wäre der Güter höchstes das Mißverständnis! Wenn Ruhm natürlich ist, kann Größe nur unnatürlich sein. Eine andere Alternative gibt es nicht. – Oder wäre das die Sicht eines Puritaners auf den Ruhm?

Gut, so begraben zu sein, dachte der Mann. Sich selbst so zu begraben mit dem Reinsten, was es gibt, und dann so zu liegen unter der Sonne. Er sah nur den Himmel, er wollte den Kopf nicht bewegen, um sein Grab nicht zu zerstören. Vielleicht erwartet sie, daß ich ihr zuwinke. Aber ich will die warme Decke nicht aufreißen.

Dann kam der Junge mit der roten Jockeymütze herangehetzt, hielt das Zeitungsblatt in den engen Gesichtskreis, den der Begrabene nur übersehen konnte und der eben noch ganz allein von Himmel erfüllt gewesen war. Jetzt war dort das regengraue Blatt mit der frischen übelriechenden Schrift, die diesen schwarzen Sinn gab. Der Mann riß einen Arm aus dem Grab und hielt den fetten schmierigen Satz in der Hand. Er las ihn, wie Kinder lesen, die noch allen Silben den gleichen Wert geben. Dann erhob er sich schwer aus seinem Grab, und während er die kleine Strecke zum Meer lief, rieselte der Sand an ihm herunter, unter dem er so gut begraben gewesen war.

Der Mann winkte mit dem Zeitungsblatt aufs Wasser hinaus und schrie gegen die Brandung an: „Komm zurück!“ Er rief es zu diesem gelben Punkt weit draußen, der über die Wellen sprang. „Hier, das Blatt!“ rief er, „komm zurück!“ Und als sie endlich umkehrte und ihm zuwinkte, wußte er, daß mit ihrer Rückkehr ans Ufer alles vorbei sein würde. Dieses Stück bis zu mir ist noch alles in Ordnung für sie. Sie ist noch glücklich und hat mich nicht verstanden, sonst würde sie mir nicht so zuwinken, sagte er sich. Er hörte ihr Lachen, und daß sie ihm etwas zurief. Sie tat ihm leid. Er überlegte, ob er sie wieder umkehren lassen sollte. „Bleib noch, solange es dir gefällt. Es ist nichts, ich wollte dich nur sehen. Ich hatte Angst um dich.“ Aber sie war schon auf dem letzten weißen Kamm, sie hörte zu schwimmen auf und kam mit diesen schönen schweren Schritten, die man durch knietiefes Wasser macht, auf ihn zu. Er hatte Angst, es ihr zu sagen. Vor allem wollte er nicht, daß sie zuvor noch etwas sagen würde, etwas Ahnungsloses, einen einzigen Satz froh sprechen würde, den sie dann beide in Erinnerung behalten müßten.

Er war erleichtert, als er sah, daß sie ziemlich erschöpft war und daß es nur dieses atemlose Lachen sein würde, an das er sich würde erinnern müssen. Als sie den Arm um ihn gelegt hatte, sagte er: „Lies!“

Sie las es nur einmal. Er war erstaunt, daß sie es sofort begriff. „Komm“, sagte sie, „mich friert! Komm, wir müssen schnell gehen!“ Sie gingen nebeneinander, ohne sich anzufassen. Als fingen sie schon jetzt an, allein zu gehen und in verschiedene Richtung. Sie schritten über die Wälle ihrer Burg, gerade dort, wo sie die Muschelschrift gelegt hatten. Während sie sich ankleideten, horchten sie auf die Gespräche der Nachbarn. Die Männer lachten übertrieben und spannten ihre Armmuskeln. Ihre Frauen schimpften mit den Kindern, die nicht aufhören wollten zu spielen.

„Weißt du –“, sagte er, als sie aufbrachen. Aber auf der Promenade bemühte er sich, eine straffe Haltung anzunehmen. Die Lautsprecher übertrugen Marsch-

musik, und es erübrigte sich, daß sie miteinander sprachen. Ein Mädchen hielt ihnen Fähnchen hin. Sie bekamen jeder ein Papierfähnchen und liefen nun wie Stafetten, doch ohne Eile, als sei der Sieg schon vergeben.

Sie suchten sich einen Platz im Speisesaal des teuersten Hotels. Alle Leute wollten an diesem Mittag im „Excelsior“ essen, und sie saßen gedrängt, wie in einer billigen Schenke. Die Ober gingen durch ihre Reviere und strichen die Speisekarten durch. Das Radio brachte Meldungen, die schon bekannt waren, doch war es gut, sie noch einmal zu hören. Die Gäste wurden aufgefordert, sich zu erheben. Die meisten waren schon vorher aufgestanden und sahen sich um, ob auch alle mitmachten. In der Stille hörte man nur Kinder flüstern und das Geschirrrklappern aus der Küche.

Danach hatte man das Verlangen nach Sekt. Es gab aber nur noch Bier. „Ist noch gutes Bier“, sagte er. Der Sand, mit dem er sich begraben hatte, brannte in den Poren.

„Können wir nicht irgendwohin?“ fragte die Frau.

„Nein“, sagte er. „Sprich leiser!“ Er sah aus dem Fenster. Die See war ruhig. Es waren noch Leute da, die badeten.

„Was sind das für Menschen?“ fragte sie ihn.

„Peinlich!“ meinte er. „Vielleicht Ausländer. Es sind genug Ausländer hier, neutrale.“ Sie beobachteten die Fremden, die den Strand für sich allein hatten. Die Gäste fingen an zu singen. „Sing mit!“ sagte er und fiel in die Melodie ein.

„Du freust dich“, sagte sie.

„Nein“, sagte er singend.

Was ist es dann, dachte sie. Sie sah wieder, wie er ihr mit dem Blatt zuwinkte.

„Komm, es ist herrlich!“ hatte sie gerufen. Und er: „Nein, komm zurück!“ Damit hatte es aufgehört. Er war verwandelt, seitdem er die Erklärung gelesen hatte. Er wollte singen, wie alle Leute. Sie hatte ihn an die Leute verloren, an die Lieder, die sie sangen, an die Papierfahne, die er im Takt schwenkte.

„Komisch, habe nur ich allein Angst?“ fragte sie ihn.

„Wie?“ fragte er. Der Gesang war zu laut, es hatte keinen Zweck, sich zu unterhalten. „Was ich noch sagen wollte: es war jedenfalls gut, so begraben zu liegen“, sagte er zwischen zwei Strophen. „Wenn ich auch den Sand nicht so schnell loswerde, der in den feinen Haaren sitzt. Ich gehe natürlich zur Marine – du liebst doch auch das Meer, nicht wahr?“

„Ja“, sagte sie. „Können wir nicht einfach übers Meer?“

Aber er sang schon wieder.

*

Sie gab ihren Ausweis ab und durfte an den Strand hinunter. „Sie hat ihren Mann da unten, sagt sie. Sollen sich nicht erwischen lassen“, sagte der Mann in der Schreibstube zu seinem Kameraden.

„Laß sie doch. Ich möchte sie baden sehen. Gib mir deinen Feldstecher.“

Als sie um den Bunker herum war und das Meer sah, blieb sie stehen und konnte nicht dagegen ankämpfen, daß sie sich freute. Wir liegen vor der Insel Sainte Marguerite. Die Sonne ist höllisch. Dafür ist das Meer so blau wie

das Kleid, in dem du mich zur Bahn gebracht hast. Und der Meeresgrund scheint an seichten Stellen durch wie unser Garten grün. Fahre mit den Kindern an die See.

Die Kinder dürfen nicht an die See. Aber ich bin durchgekommen. Ich habe gesagt, du seist hier irgendwo in einem dieser Betonklötze einquartiert, und sie haben mir erlaubt, dich zu besuchen. Sie nehmen es hier am Strand nicht so genau. Sind froh, daß sie im Sand liegen können, manche eingegraben, wie du es gern hast. Einer winkt mir zu, und ich winke zurück. Er will sich mit mir unterhalten. „Setz dich ein bißchen zu mir, Kleine!“ Ich rufe nur, daß ich weiter muß, zu dir. Wenn einer so daliegt, halb begraben, könnte ich niemals genau sagen, ob nicht du es bist. Ich gehe aber weiter bis ans Wasser und dann immer an dieser geschwungenen Linie entlang, in der die Wellen auslaufen. Ich finde alles so wie damals wieder, nur daß der Strand leer und still ist, sobald man sich von den Bunkern entfernt hat. Es liegt Gerät herum, das ich nicht kenne, und die Algenbänke sind höher, als ich sie jemals gesehen habe. Das kommt, weil niemand mehr nach Muscheln und Bernstein sucht. Von den alten Burgen stehen manchmal halbhohe Wälle, die der Wind noch nicht geschleift hat. Ich komme an einem Krater vorbei, der wie eine mühsam gebaute Burg aussieht. Sie würde einen Preis gewinnen, wenn ein Wettbewerb wäre. Das Gehen durch den Sand ist noch immer schwer. Ich setze mich auf einen umgestürzten Strandkorb, um auszuruhen. Am Wettermast weht die schwarze Fahne, obwohl es windstill ist. Nun habe ich dir alles erzählt. Du siehst, die Übereinstimmungen mit früher sind nur im großen: das Meer und der Himmel.

Der Stacheldrahtzaun war bis ans Ende der Bühne gezogen und ging dort unter. Sie lief an ihm entlang in Richtung auf die Dünen. Als sie den Posten sah, ging sie langsamer. Er kam ihr entgegen. Der Zaun war zwischen ihnen.

Sie fragte ihn: „Was machen Sie hier mit dem Strand?“

„Wir sperren ihn ab“, antwortete der Posten. Sein Gewehr hing über dem sonnenverbrannten Rücken. „Und wie kommen Sie hierher?“

„Ich sammle Holz für den Winter. In der Stadt gibt es ja nichts. Treibholz brennt gut.“ Sie fing an, die ausgewaschenen, zerfressenen Scheite aufzulesen, die herumlagen.

„Meinen Sie, daß noch ein Winter kommt?“ fragte der Posten. Er reichte ihr ein paar gute Stücke, an die sie nicht herankonnte, über den Zaun. „Sie sind nicht aus dem Dorf, das merkt man. Die Frauen hier, die sind den ganzen Tag in ihren Fischräuchereien. Nur die Offiziere kriegen geräucherten Aal. Sie haben doch nichts mit den Offizieren zu tun?“

„Nein“, sagte sie.

Er sah zu, wie sie das Holz schichtete. „Wie wollen Sie das wegbringen?“ fragte er. „Wenn ich abgelöst werde, helfe ich Ihnen das Zeug zur Station tragen. Oder sammeln Sie gar nicht Holz?“ Er hängte das Gewehr an den Zaun und kämmte sich. „Wir könnten zusammen baden. Oben ist ein Loch im Verhau, ich würde Sie durchlassen.“

„Ein Tuch!“ sagte sie und strich den Stoffetzen glatt, von dem die Salzkruste abblätterte. „Ein richtiges buntes Tuch habe ich gefunden.“

„Man findet noch ganz andere Sachen hier. Manchmal auch Menschen. Morgens sieht man sie plötzlich liegen. Ich weiß nicht, immer kommen sie über Nacht an. Dick wie Kühe und mit Algen behangen wie alte Meergötter.“ Er kroch durch die Lücke im Zaun und kam zu ihr herüber.

„Und was machen Sie mit ihnen?“ fragte sie.

„Mit den Schwämmen? – Wir nennen sie Schwämme. – Interessiert Sie das? Was sollen wir mit ihnen machen! Wir warten erst einmal ab, ob der Wellengang sie wieder wegspült, das ist das Einfachste. Ich muß jetzt meine Runde drehen. Wenn Sie hier warten, bis ich wiederkomme, bringe ich Ihnen etwas mit. Etwas – das finden Sie nicht im Treibgut!“ lachte er. „Aber Sie können ja weitersuchen, wenn es Ihnen Spaß macht. Ich habe einen Brief gefunden, den man noch lesen konnte.“ Er kroch wieder unter dem Stacheldraht durch und holte sein Gewehr. Dann ging er an der Absperrung entlang bis ans Wasser und von dort im rechten Winkel in sein Revier.

Sie war diesseits des Zauns neben ihm hergegangen. Als er abbog, sagte sie: „Ja, ich werde weitersuchen.“ Er nickte und freute sich. Noch ein paarmal sah er sich nach ihr um.

„Vielleicht finde ich dich. Ich werde dich suchen“, sagte sie, als sie wieder allein war. „Oder ich warte, bis du kommst. Du brauchst dich nicht zu schämen, wir haben uns alle verändert. Nur die Kinder sollen dich nicht so sehen. Ich habe keine Angst, du kannst ruhig kommen. Ich will dich begraben. Wenn du willst, werde ich dich im Sand begraben. Du lagst so gern zugedeckt vom Sand. Er ist nicht mehr so schön wie früher, aber wenn du es möchtest, decke ich dich zu. Ich werde dir die letzten Briefe vorlesen, die du nicht mehr bekommen hast. Du brauchst dich nicht zu bewegen. Komm!“

Sie sah ihn weit draußen winken. Mit Möwenflügeln. „Komm zurück!“ rief sie. Aber dann ging sie doch zu ihm. –

Der Posten trug sie ein Stück den Strand hinauf. Er wollte sie noch eine Weile so tragen und ihren Kopf an seiner Schulter spüren und das Gefühl haben, daß sie ihn umarmte. Aber das Blut lief aus seiner Wunde am rechten Arm, mit dem er im Stacheldraht hängengeblieben war. Sein Blut floß an ihrem Hals herunter, und er wollte nicht, daß sie so erwachte. Zum ersten Mal hielt er eine Frau in den Armen, eine Frau, die ihm von Anfang an gefallen hatte. Er war dankbar, daß alles so gekommen war, wie er es sich gewünscht hatte, und er wollte sie noch eine Weile tragen und sie beschützen. Aber sie sollte nicht erschrecken, wenn sie erwachte. Er legte sie in den Sand und wischte ihr das Blut ab, sein Blut, das über ihre Schulter lief. Dann band er das bunte alte Tuch, das die Frau vorhin gefunden hatte, um seine Wunde. Als er damit fertig war, hob er ihre Augenlider hoch. Sie sah ihn nicht an. Langsam legte er seine Hand auf ihre Brust und fühlte ihren Herzschlag.

„Sie wollten doch warten“, sagte er leise, als sie ihn wiedererkannte. Er bewegte sich nicht, um sie nicht zu erschrecken.

„Ich wollte ihn begraben“, sagte sie.

„Wen wollten Sie begraben?“ fragte er. Er beugte sich über sie, damit sie ihn sehen konnte, ohne sich anzustrengen. „Wer von dort draußen

kommt, der ist so schwer und widerspenstig, den kann keiner von uns begraben.“

„Alle müssen begraben werden, das müssen Sie mir versprechen“, sagte sie.
„Ich bin kein Feigling, aber –“, antwortete er. Sie hatte also dumme Gedanken gehabt, und wenn sie ihn ansah, so wie jetzt, dann dachte sie an ihn, den sie hatte begraben wollen. Er stand auf, holte sein Gewehr und patrouillierte vor ihr auf und ab. Man kam hier selten mit Frauen zusammen. Sie hatte ihm zuerst gefallen, jetzt war er etwas enttäuscht von ihr. Er ärgerte sich über die Aufregung, und die Wunde machte ihm Schmerzen. Zweiundzwanzig war er geworden, und er hatte gedacht, daß heute ein Tag sei, den er nie mehr würde vergessen können. Sie hätten am Strand zusammen liegen können, als wäre das ganz in Ordnung so. „Sie müssen das verstehen: ich hatte Sie falsch eingeschätzt“, sagte er, während er vor ihr auf und ab ging. „Ich habe Ihnen Schokolade mitgebracht, aber Sie werden sie nicht annehmen wollen. Vielleicht haben Sie Kinder –“.

„Ja“, sagte sie. Sie streckte die Hand nach dem Päckchen aus, das der Posten ihr hinhielt. Er gab ihr die Schokolade und sah zu, wie sie lachte. Sie freute sich, stand auf und wollte sogleich zu den Bunkern zurückgehen, als sei ihr eben ein wichtiger Weg eingefallen.

Ich habe sie hierhergebracht und meine Hand auf ihren Körper gelegt, sagte er sich. Und dann habe ich ein paar Worte mit ihr gesprochen. Ich mußte ihr sagen, daß ich anders von ihr gedacht hatte. Zum Schluß gab ich ihr die Schokolade für ihre Kinder. Das war alles. Ich sagte ihr, daß ich sie nicht bis zur Wache begleiten könnte, weil ich meinen Posten nicht verlassen dürfe.

Er sah sich manchmal nach ihr um, während er sein Revier ablief. Sie ging immer weiter den Strand hoch, ohne sich umzuschauen. Vielleicht nur deshalb, weil sie dabei auch das Meer hätte sehen müssen, und er verstand, daß sie jetzt genug davon hatte.

Der Mann in der Schreibstube legte das Fernglas weg und nahm sich vor, ihre Arme anzufassen, bevor er der Frau den Ausweis zurückgab.

*

„Wir haben den besten Platz“, sagte der Schneider.

Sie waren glücklich an Bord, standen an der Reling, sie hatten den besten Platz und verfolgten das Gedränge auf dem Kai. Die Einschiffung war gestoppt worden, das Schiff war vollbesetzt. Selbst in den Rettungsbooten saßen welche und schaukelten, daß die Davits kreischten. Die Leute, die noch an Land waren, schlugen Lärm, weil die Matrosen die Gangway abriegelten.

„Einmal sind wir mit einem großen weißen Dampfer gefahren, einfach mitten hinaus aufs Meer und am Abend wieder heim, mit Tanzen und Lampionbeleuchtung“, erzählte die Lehrersfrau. Das Schiff, auf dem sie jetzt war, gefiel ihr nicht, aber sie freute sich, daß sie noch ’raufgekommen war. Es sah abgekämpft aus, das Schiff, und genauso unansehnlich wie die See um diese Jahreszeit. Sie hatte keine Lust, über das breiige Wasser zu fahren, in den Nebel hinein. Die Eisschollen schwammen herum wie Papierfetzen auf einem

wir nichts mehr deutlich erkennen können“, beruhigte der Diakon die Frauen. „Der Herr kann den Stürmen gebieten.“ Sie nickten ihm zu.

Der Lehrer setzte seinen Vortrag fort. „Ganze Dörfer haben die Dünen auf ihren Wanderungen zugedeckt und Hunderte von Menschen unter sich begraben.“

„Wenn unser Eimer einen Aal reinkriegt, dann werden wir noch nicht einmal begraben. Dann schwimmen wir wie krepierete Fische herum, mit dem Bauch nach oben“, unterbrach ihn der Schneider.

„Sie haben recht“, antwortete der Lehrer. „Es ist traurig, wie sie so herumswimmen müssen, ewig unbegraben unter ihren lebenden Gefährten. Ich denke mir, es ist so, als gingen wir, einmal gestorben, weiter durch die Straßen, zwar ziellos, aber großen Auges und für alle sichtbar. Oder es ist, als flögen Vögel ohne Leben weiter durch die Luft, mit schlappen Flügeln und doch vom Wind getragen.“

„Die Erde ist noch immer das Beste“, sagte seine Frau. „Es müßte hier noch Erde sein. Warum ist hier keine Gasse?“

„Das ist eine lange Geschichte“, meinte der Lehrer. „Wir haben keine Zeit mehr, uns darüber zu unterhalten.“ Während sie so bewegungslos dagestanden hatten, war der Frost in sie hineingekrochen. Plötzlich froren alle und wollten die Arme um den Körper schlagen. Dazu war aber kein Platz. Auf einmal hatten sie alle Hunger. Und sie hatten ihre Portionen für diesen Tag schon gegessen. Nur die Kinder bekamen zur Nacht noch etwas Warmes. Die Küste war nur noch ein dünner grauer Strich über dem grauen Wasser. Die junge Frau dachte an ihre Kinder. Wie sie mit den Matrosen durch die Kajüten laufen würden. Nachher sollten sie in Hängematten schlafen. Ein Eisnadel-schauer brach herein, und sie ertrug ihn eine Weile offenen Gesichts.

Der Schneider wollte sich hinlegen, es war seine Zeit, schlafen zu gehen. Aus Koffern und Bündeln stapelten sie Barrikaden gegen den Wind und polsterten den Boden mit den Schwimmwesten. Sie hockten nieder und lehnten sich aneinander. Sie schlossen die Augen und horchten, wie die Eisschollen gegen Luv rammten. Der Diakon sagte jedesmal: „Alles, was geschieht, ist Gottes Wille.“ Die Frauen waren froh, daß sie den Diakon da hatten.

Der Schneider wachte auf und sagte: „Du dachtest, es wäre eine Treibmine. Da haben wir's. Da ist doch ein Bruch! Merkst du das nicht?“

Der Diakon wollte ihm die Sache erklären, da fuhr die Detonation in sie hinein. Große schwere Flügel schlugen über ihnen zusammen. Als es vorbei war, hatten sie vergessen, wie man die Schwimmwesten anziehen mußte. Das Schiff neigte sich nach der Seite, auf der sie waren, und sie schrien alle den Spruch, den der Diakon zuletzt gesagt hatte. Die Lehrersfrau wollte ein Lied singen, aber der Rauch reizte sie zum Husten, und etwas später glaubte sie dann nicht mehr, daß es noch Zweck hatte, zu singen. Niemand wußte, wie man die Boote aus den Davits bekam.

„Wenigstens die Kinder!“ schrie die junge Frau. Sie wollte zu ihren Kindern, die in den Hängematten schliefen, doch kam sie nicht in dieser Richtung voran, sondern mußte, wie alle, die woandershin wollten, diese schiefe Ebene hinablaufen. Sie versuchte, an der Wand hochzukriechen, die immer steiler wurde.

Ein gutes Stück kam sie empor, dann gab es einen neuen Stoß.

Ich kann schwimmen, dachte sie. Ich habe sehr viel Kraft. Bis zu den Kindern kann ich schwimmen. Sie machte einen Bogen um die anderen, die nicht vorwärts kamen und sich irgendwo festhalten wollten. Der Diakon sah sie vom Boot aus und holte sie 'rein. „Ich muß doch weiter“, wehrte sie sich. „Wo habt ihr die Kinder?“

„Frag nicht soviel“, sagte der Schneider.

Sie kamen in einem Fischerdorf an und wurden gezählt und registriert. Dann durfte sich die junge Frau die Kinder ansehen, die ohne Namen herumliefen. Mit besonderer Erlaubnis durfte sie auch in den Raum, wo sie alle dicht beieinander lagen, Frauen, Männer und Kinder sortiert. Mit gefalteten Händen lagen sie da und hatten einen kleinen Tannenzweig an die Brust gesteckt. Es war gerade Weihnachten gewesen. Die Frau sah allen Kindern ins Gesicht. Es half nichts, sie änderten ihre Züge nicht. Ob sie noch warten könne, fragte sie. „Ich warte. Vielleicht kommen sie noch nach Tagen.“ Und zwei Frauen mit weißen Armbinden führten sie weg.

*

Der Regen kam jetzt von Osten, und der Großknecht meinte, es sei ein Zeichen dafür, daß es bald aufhören würde zu regnen. „Ich verstehe etwas vom Wetter“, sagte er zu der Frau, die neben ihm saß, „was die Bauernregeln sind, die sind nicht die schlechtesten.“ Er wollte die Frau trösten. Daß der Regen wieder aufhören würde, glaubte er nicht. Früher hatte er die Frau nicht leiden können, weil sie so stolz war, und sie hatte nicht den Dialekt, den hier alle sprachen. Marie mochte die Frau auch nicht, aber das war Eifersucht, und sie hatte gar keinen Grund dazu. Höchstens jetzt, wo sie allein dasaßen und zusahen, wie das Wasser stieg, hätte er mit ihr machen können, was er wollte, und Marie hätte von dort oben zugucken müssen. Der Gedanke beschäftigte ihn eine Weile, er gefiel ihm und ließ ihn den Regen vergessen und die Nacht, die bald da sein mußte. Es gab immer wieder etwas, das half über das Schlimmste hinweg. Er war froh, daß er die Fremde hier hatte. „Marie wäre schon vor Angst gestorben“, sagte er. „Sie kennen ja die Marie. Aber da oben herumstehen kann sie und beobachten, wie das Wasser steigt. Sie ist froh, daß sie am Montag auf die Bergweide ist, und uns läßt sie ruhig ersaufen.“ Er sah zu der Hütte hinauf, in der Marie bei den Tieren sein mußte. Es war nichts zu erkennen als der Umriß der Berge. „Sie hat gute Augen, sie sieht uns bestimmt“, sagte er wütend und auch mit etwas Genugtuung.

„Sie dürfen nicht so gemein reden“, sagte die Frau neben ihm. „Sie ist gar nicht so schlecht, die Marie.“ Die Marie hatte ihr das Leben hier schwer gemacht, jetzt saß sie oben auf dem Berg. Die Frau beobachtete, wie das Wasser am Efeu emporstieg. Die Hühner hatten sich mit den Flügeln im Maschendraht verfangen und trieben zwischen ihrem Stall und dem Staketenzaun hin und her. Enten kamen vorbeigeschwommen, etwas verstört, doch noch immer hoffnungsvoll. Die Erpel waren schon im Hochzeitskleid.

„Wenn sie uns nicht bald holen, kriegen sie uns erst am Wehr wieder“, schimpfte der Großknecht. Sie saßen auf dem flachen Scheunendach, an den Wänden kroch das Wasser hoch. In den ersten Stunden hatte er Angst gehabt, aber man konnte nicht immerfort Angst haben. Es hörte einmal auf. So, wie er früher einmal gebetet hatte, bis er es dann eines Tages aufgab. Er überlegte, wann das gewesen sein könnte. Die Mutter war noch am Leben, da war er schon nicht mehr mitgegangen am Sonntag. Er erinnerte sich noch an seine erste Kommunion und an ein paar Festtage später, wo er noch den schwarzen Anzug getragen hatte. Der Sommer kam, es war zu heiß für den schwarzen Anzug, und die ganze Sache wurde vergessen. „Na gut“, sagte er, „aber daß die anderen in der Arche sitzen sollen: die Bäuerin und der Viehhändler, den sie nachts reinläßt, und die Marie dort oben. Der Teufel soll sie alle holen, die da oben sind, wo kein Wasser hinkommt.“

Sie wollte ihm nicht recht geben. Trotzdem, irgend etwas muß mit uns sein, dachte sie, mit dem Knecht, mit mir und mit ein paar anderen. Es müssen ja Zusammenhänge da sein, sonst kennt man sich gar nicht mehr aus. Es dauert lange, bis man einen Zusammenhang findet. Das Meer kommt zu mir, es steigt nur meinetwegen ins Gebirge hinauf. Um mich zu treffen. Es klettert schon an den Ranken hoch und rüttelt an der Scheune. Ich sage nichts dagegen. Nur der Regen hat etwas Unwürdiges. Wenn es dabei nicht regnen würde, könnte ich jetzt noch einmal alles denken, was ich möchte. Der Regen höhlt alles aus. Wie bin ich hierhergekommen? Ich bekam einen Zettel, auf dem stand der Name des Dorfes geschrieben. So war es wohl. Und das Meer ist mir nachgereist, es hat lange gebraucht bis in diese Gegend,

„Da kommt der Apfelschimmel vom Mühlbauernhof. Ein schönes Tier. Der Sohn hat mal ein Turnierreiten mit ihm gewonnen. Jetzt ist es wieder allen voraus. Sehen Sie, die Rotbunte kommt nicht mit. Die Rotbunte kenne ich nicht. Wie weit muß sie schon geschwommen sein, daß ich sie nicht kenne? Wer hat hier rotbuntes Vieh? Niemand wird wissen, wo sie hingehört, wenn man sie später am Wehr auffischt. Uns wird man auch nicht mehr erkennen. Wenn ich früher ein namenloses Grab gesehen habe, dachte ich immer: was mag da wohl für ein komischer Mensch drin liegen? Es sind genau solche Menschen wie wir, jetzt weiß ich es“, sagte er.

Der Wind hatte sich gedreht, und der Regen kam wieder von Süden. Der Fluß kam mit Brückengebälk durch den Garten, ein Fuder Heu kam, und eine Koppel Pferde brach ins Haus. Das Wasser leckte über den Dachrand. „Wir sind zu klein, man sieht uns nicht von dort oben“, sagte der Großknecht. Er gab das Winken auf, die Berge waren nicht mehr zu sehen.

Das Meer hatte sie gefunden, die Wellen liefen über das Dach aus, umfaßten ihre Knie. Wenn der Regen nicht wäre, könnte man noch etwas denken. Es ist kein Abschluß, dachte sie. Ich möchte noch etwas Gutes denken, aber der Regen hat alles ausgehöhlt. Bäume sprangen über das Dach. Stuben und Häuser, Türen und Brücken und Vieh tanzten vorbei, drehten sich im Reigen. Der Knecht packte die Frau bei der Hand, und sie reihten sich ein zwischen Baum und Tier.

Morgen in Trapani

Als wir auf das platte Dach traten, war die Sonne herauf, und die Stadt, auf ihrer Landzunge eng aufgeschossen, streckte sich unter uns in einem kalten, kalkigen Weiß ohne Schatten. Rechts das Leere und Leere links, die Stadt dazwischen, kantig und würfelig, hochgepreßt, oben schnittgerade, dahinter das Meer blau leuchtend wie ein Eisvogelbalg. Nur Kuppeln mit hohen Laternen und spangrünen Hauben durchschossen die Horizontalen ein paar-mal. Ganz fern schwammen auf dem Meer Inseln so dünn und hauchig wie Rosenblätter.

Das Weiß der Stadt war streng, ohne Augen, da und dort grau unterlaufen; ein Strich Rosa, ein schwächtiges, schmutziges Gelb; aber kein Grün kam auf außer dem fahl leuchtenden der Kuppeln. Es war kalt, obwohl die Sonne in unserem Rücken flammte, und der Wind sauste im Gehör.

Alle die Dächer bildeten einen blendenden Steinhaufen, der in sich zwar vielfach getrept und gestuft war, aber fest zusammenhing. Nur zwei tiefe, klaffende Spalten sprengten die Masse und trieben sie auseinander, Straßen, die von uns fortliefen, sehr weit fort, bis sie plötzlich im Leeren endeten, jede mit einer Kerbe, in der das Meer leuchtete. Neigten wir uns über die Brüstung, um in die Straßenschluchten zu blicken, so sahen wir sie unter uns, und noch kein Strahl Sonne fiel in den Grund.

Der Grund lag in einem eigentümlichen, bräunlichen Dämmern. Das Dämmern staute sich und stand wie eine Flüssigkeit bis unter den Rand. Stickig und lau, sehr tief ging es hinab, und die Schlucht schnurgerade, und die Tiefe wimmelte von Leben. Kein Laut aus dieser Tiefe erreichte uns, obwohl die Bewegung unten heftig war: so als blickten wir durch ein dickes, dämpfendes Glas. Nur wenn wir uns in den Windschatten bogen und den Kopf drehten, stieg dumpfes Getön auf, Wirbel, Gestampf und die seltsam dünne, aber durchdringende, atemlos schmetternde Musik, die wir kannten. Es war die gleiche Musik, welche die ganze Nacht lang, bald näher, bald ferner, plärrend, leise schütternd durch unseren flachen Schlaf gegeistert war.

Denn die ganze Nacht über war durch die Schluchten der Stadt, durch die braune, erschlaffende Luft der Straßen die Prozession unterwegs gewesen und bewegte sich fort und fort. Sie schleppte sich in den Tag hinein, dünn und grell angefeuert, und hatte den langen Tag vor sich und noch eine zweite Nacht unaufhörlichen Wanderns. Wir sahen Alleen von Kerzen mit bräunlichen Zungen hinziehen und sahen Hügel von Blumen schwanken, ruckweise schwanken, nickendes Blumengebüsch. Schwarze Bilder, flammend rote Bilder, dunkle Figuren, auf Atlas in Glassärgen ausgestreckt. Verzückung und Qual, ausladende, wilde Gebärden durch Blütengarben. Siegreiche Fahnen, schaukelnde Standarten wie Schmetterlingsflügel. Unter der Wucht der Gerüste, auf denen Figuren sich wanden, unter den Thronsesseln, unter den

tragbaren Blumengebirgen mühten sich Menschen. Sie zappelten wie Ameisen unter ungeheuren Lasten. Manchmal sah es aus, als kröchen die Straße aufwärts riesige, schwerfällig zuckende Tiere, die nur mühsam ihr eigenes Gewicht von der Stelle schoben. Alle paar Augenblicke knickten sie ein und blieben eine Weile liegen. Dann schienen sie Atem zu holen, und plötzlich erhoben sie sich wieder, krochen eigentümlich tänzelnd, schlenkernd, in einem brünstigen und ängstlichen Erbeben vorwärts. Qual und Zittern, Furcht und Beschwörung in jedem Aufstehen. Wir kannten die kurzen, halb schlüpfenden und halb hüpfenden, seitlich ausschwerenden Doppelschritte, in welchen die Träger unter ihren Lasten zu gehen hatten: vier kurze und zwei gemessene der Bläser, den seltsamen Tangorhythmus der klagenden und rufenden Instrumente. Endlos schlepten die Züge sich hin, zuckten und rasteten. Wir unterschieden die Vermummungen der Zünfte, stumpfblaue, brennend rote Kittel, weiße Binden, Kappen mit lang schlenkernden Zipfeln; Fackeln, Stangen, Wachsstöcke, Larven mit schwarzen Augenlöchern, sackartige Hüllen, die wie Maden hinkrochen, bewegten sich. Es rief, es rief aus den Schluchten, aus den mühseligen, übernächtigen, quellenden Zügen. Staubig, lechzend, schrill füllte die Musik die Gassen und stieg manchmal über die Ränder. Der Wind kam, der oben im Blauen wütete; er fegte sie ab wie Schaum.

Auf dem Berg Eryx

Zu den Muttergottheiten steigt man gewöhnlich in die Höhlen. Am Fuß des Bergs Eryx flimmert die Küstenkruste vom unfruchtbaren Salz, und ungeheuer, ungastlich steigen die Wände des Riesenturms, der meerbeherrschenden Festung in die Wolken. Und doch saß auf ihm kein Donnerer, keine Männergottheit. Immer hat er einer Großen Mutter gehört, einer römischen, griechischen, punischen, phönikischen, elymischen, einer Venus, Aphrodite, Astarte, Ishtar und wer immer sie vor allen den Namen, die wir kennen, war. Nie recht griechisch geworden, dieser äußerste Westen der Insel, der ihr Osten ist, Aphrodite selbst keine urgriechische Göttin. Eryx hieß ein Sohn der Aphrodite, den sie von einem der Argonauten hatte und der über die Elymer herrschte. Immer besteht die Verbindung vom Eryx zu Segesta, der Verderberin ihrer griechischen Nachbarn. Aber Aphrodite ist auch die Mutter des Äneas, den man in Rom als Ahnherrn in Anspruch nimmt: ein Grund, Segesta wieder aufleben zu lassen, eine verspätete Vergeltung für Trojas Brand, und die Große Mutter auf dem Eryx weiter zu ehren.

Aus den Abhängen sieht man hinab auf die weiße Stadt Trapani, als eine Sichel-drepanon hinausgekrümmt in die alten Reeden und Schlachtgründe römischer und karthagischer Flotten, auf Molen, Werften und die Lagunen-Labyrinth der Salzpflanzen mit flügeldrehenden Mühlen, auf Kaktusdickichte, Feigengehölze und Bambusfahnen, auf die dachlosen, würfligen, afrikanisch anmutenden Gehöfte des grünen Hinterlands. Es ist eine alte Erfahrung und immer neue Überraschung, daß eine Bergmasse Landschaften trägt, deren

Der Weg nach Selinunt

Trapani verließen wir an einem Morgen, der hell und zwischen den Windstößen schon heiß und in den Schatten noch kalt war, wir fuhren den langen, ganz leeren, wie ausgefegten Kai ab, an dem nur einmal ein paar große alte Segler vertäut lagen und aneinander knarrten, und wir sahen die Mole weiß, lang und schmal hinausstechen in das pfauenblau funkelnde Meer und sahen den festen Turm draußen, den Hamilkar, der Karthager, erbaut haben soll, und immer schwammen die rosenfarbenen Inseln, hauchig, weit hinten. Wir fuhren an den Salinen entlang, dem Gewirre von seichten Lagunen und dünnen Dämmen, alles flach und schmal, unbewachsen, salzig blitzend, ein paar Windmühlen, und die Buckel von Salz, sorgfältig mit Ziegeln abgedeckt; und wir sahen noch einmal nach dem Berg Eryx hinauf, der enthäutet, fein behaucht, kühl in den merkwürdig lodernden, stürmischen Himmel hinaufstand, und uns wunderte noch einmal, wie dort oben im Bereich der Großen Mutter die Luft heftig und hell, und wie dort ein Duft von Salz und von Fichten gewesen war.

Nun aber schien ihre Herrschaft eine andere Gestalt anzunehmen, denn die Ebene, die wir durchfuhren, wurde fruchtbarer, sie begann, obwohl noch frühlingshaft, Üppigkeit zu verraten. Wir sahen die Erde rot oder feurig orangefarben oder in pudrigen Lilatönen, und darauf die Feigenbäume, eben sprossend, mit silberner Haut, und die grauen Wuchten der Ölgärten, und die grüne Saat, heftig, durchdringend grün, handhoch oder kniehoch emporgeschossen, und Mandelblüte, und Palmen und Bambusfahnen; nur die Reben standen noch kahl. Und wir sahen die Gehöfte liegen, rosa und weiß getüncht, mit hellen Flächen und scharfen Schatten, und kuppelig überwölbte Schöpfbrunnen, und nickende Esel, die vor hoch mit Gemüse bepackten Karren trippelten; an den Mauern blühten lackrot die Pelargonien, und ein gelber und violetter Flor von Unkräutern wallte die Straße entlang: wir fuhren lange, und es kam auf uns zu, alles längst vertraut, was wir nie gesehen hatten, alles unerwartet, was uns doch längst vertraut war, und immer blieb das Meer, bald blau und bald streifig grün, bald wie Milch und Türkis zu unserer Rechten.

Durch Orte fuhren wir auch, fuhren durch Marsala und durch Mazara, und manchmal wurde die Gegend einsilbiger und verlassener, und hohe Eukalyptusbäume standen da, das Licht rann durch ihr Geäst und ihre hängenden Blätter, und sie warfen kaum Schatten. In Castelvetro hielten wir an, um Vorrat einzukaufen.

Kaum standen wir, legte sich uns der merkwürdige, kochende Lärm solcher Orte auf die Ohren, diese Art von Überdruck an Bevölkerung, der die Menschen aus den Häusern auf die Gassen hinauszupressen scheint. Zu der Leere des Landes draußen ein betäubender Gegensatz; man begreift, was die alten Schriftsteller meinten, wenn sie von volkreichen Orten schrieben. Der Ort war volkreich, doch war nicht ersichtlich, daß irgendeine Arbeit geleistet wurde, es stand zu vermuten, daß Arbeit überhaupt nur unregelmäßig und nur

für einen Teil vorhanden war. So hat der Drang in den Straßen etwas eigentümlich Stehendes, nichts von der gleichmäßigen, zielgerichteten Hast nördlicher Städte, in denen ständig Ströme aneinander vorbeidrängen oder sich kreuzen. Bei genauem Zusehen wird man gewahr, daß die meisten Teilhaber des Gewühls nicht in Bewegung sind, sondern diese gleichsam von ihrem Platz aus versenden. Während sie auf Schwellen, auf Mauerborden, auf Strohstühlen oder ihren eigenen Fersen sitzen, ist der Austausch so, daß Luft und Wände zu zittern scheinen.

So beobachteten wir einen bestimmten Mann, solange wir in einen Ausschank getreten waren und die dicke *padrona* Hebel und Hähne zischen ließ, um uns einen Kaffee zu bereiten. Es war dunkel in dem Raum und kein Laut außer dem Zischen der Kaffeemaschine, hinter dem Perlenvorhang aber zitterte und brodelte das Gewühl. Dicht bei uns, nur durch die Schnüre von uns getrennt, stand der kleine, schon ergraute Mann im Gedränge und schickte in ganz kurzen Abständen einen heftigen, durchdringenden Ruf aus. Es war weder zu verstehen noch zu raten, was dieser Mann feilhielt oder etwa zu kaufen wünschte. Der Ruf schien am Ende niemanden zu suchen, ja ohne Zweck zu sein, aber eine notwendige Lebensäußerung, in der Gier und geschöpfliche Melancholie lagen. Dabei vollzog er sich mit einer solchen Inbrunst und Kraft, daß der Schrei gellte; die Zungenspitze zitterte aus dem Spalt der Lippen, die Halsadern traten hart aus und die Augen schlossen sich; der Mann sah nicht, solange er schrie. Am ehesten war man an einen zerzausten Vogel erinnert, der Standlaut gibt, nur um merken zu lassen, daß er seinen Platz hält.

Bald sahen wir gegen das mittägliche Meer, das blendete, die Trümmer von Selinus. Schwärzlich gegen das Licht stiegen nahe der Straße die ersten Ruinenhaufen, dann hinter der Senke, hinter flachen sandigen Wellen, die der Selleriebach durchläuft, von dem die Stadt ihren Namen hat, selbstverständlich und unglaublich die stehende Säulenreihe auf der Akropolis, der Tempel C. Ein Kapitell aus Selinunt, das durch seine Maße erschreckte, hatten wir in Palermo gesehen. Es war in zwei Hälften gesägt worden, damit es sich befördern ließ. Jetzt lagen eben diese Kapitelle, die Quader und gekandelten Trommeln zu Haufen zusammengeschmissen, die trotz der blendenden Helle, die auf sie floß, etwas Finsteres hatten. Die Steingebirge lagen inmitten der frisch aufgegangenen, heftig grünen Ackersaat, und daß diese zerschmetterten Kolosse, die niemand wegräumen konnte, da lagen und das Land hinderten, Brot zu geben, machte ihre Gegenwart furchtbarer. Eine noch barbarische Kraft, ein titanischer Überschuß, der sich nur im eigenen Werk zähmen kann, lebt in diesen Riesenwuchten. Um so mehr macht die Gewalt schaudern, die hier in einer Art Raserei diese Bauten recht wörtlich so zerwirkt zu haben scheint, daß kein Stein auf dem andern bleiben sollte. Das liegt, als hätte ein Wirbel diese Wuchten zusammengedreht und dann niedergestampft. Nur ein Stumpf gibt noch da und dort eine Senkrechte. Eine Trommel, ein paar Werkstücke liegen weitab, mitten im Korn, wie durch die Luft geschleudert. Der Flug geht geduldig, seit welchen Zeiten schon, um die Blöcke.

In Segesta hatten wir einen lautlosen Tag gehabt, verhängt, mit Disteln und

Dohlen. Hier kam zu der Wildheit dieser Trümmer das Donnern des Meers, das glasgrün den weißen Strand heraufschäumte und bis an die Düne leckte. Im Aufwind, der den steilen Bruch heraufkam, flimmerte ein rotes Mohnfeld. Das Meeresrasen machte den Ort herrlicher, er muß königlich gewesen sein, als die Stadt stand, und er blieb königlich. Wir ließen uns Zeit, legten uns so in eine heiße Kuhle, daß wir Meer und Säulen zugleich im Blick hatten. Der Wind trieb den Sand, wir spürten ihn zwischen den Zähnen, wir schwenkten die Gläser mit Wein aus und hielten ihn gegen das grünblitzende Meer; wir aßen die schwarzen Oliven, die mit seinem Salz gesalzen waren. Immer mehr zogen die Säulen uns an, die frei aufstiegen oder noch ein Stück ihres Gebälks trugen. Das Verlangen war unwiderstehlich, sich ihnen zu nähern und die Hand auf den gelben, porösen Stein, auf die Grate und in die Kanneluren zu legen. Aber noch gingen wir in weiten Schleifen, um immer veränderte Ansichten zu gewinnen, durch die hoch blühende Wüstenei. Wir stolperten in überwucherte Löcher, gewannen Halt auf Stufen, die unversehrt, mit harten Kanten, aufwärts führten, traten durch zähes Gewirk von Zwergsträuchern auf freien, blitzenden und mit Muschelresten durchsetzten Sand, auf Flecke voll bunter Anemonen. Dann fielen die Metopen uns ein, die über den Säulen gesessen hatten: Aktaion, von den Hunden angefallen, Hera, sich entschleierend, Athene, die den Giganten niederwirft, Herakles und die Amazone, das alles aus dem gelben Stein mit den sprenklig flimmernden Oberflächen, weich und da und dort von den Regenflüssen zerwaschen; aus bleicherem, feinerem und festerem Stoff die Köpfe der Weiber, ihre marmornen Füße und Hände, alles einst im Wind, in der duftenden Hitze, im bläulichen Schattenschlag der Dachtraufen. Wir drangen durch Dickichte des grauen Wermuts, der bis zu den Hüften wucherte. Im Gehen zerrieben wir die Blättchen zwischen den Fingern. Der Geruch machte uns sicher, daß wir da waren.

Ein Ausbruch des Ätna

Den ganzen Tag brachten wir am Meer zu, und die Sonne brannte herab, und der Wind ging zwischen Plaudern und Brüllen, er fegte die Klippen. Die Küste war ganz leer, nichts als Kalk, weißgrauer Kalk mit Sprenkeln einer kurzen Grasnarbe, mit ein paar Büschen Wolfsmilch und Rosmarin. Der Kalk war zerklüftet und seine Oberflächen wie von peitschenden Tropfen zerlöchert, daß der Fuß wie auf Raspeln ging. Versteckt in einer Bucht, die man erst erkannte, wenn man an ihren Rand trat, lag das Dorf Santa Panagia, sofern es noch ein Dorf zu nennen war: ein Halbdutzend Häuser, die meistens verlassen schienen, eine Kirche der Heiligen, gleichfalls zerlöchert und mit eingestürztem Dach, alles derselbe Stein und ineinander verbacken. Kein Baum; überall brach es jäh und tief zum Meer ab.

In einem Spalt, der die Felsen zerriß, trafen wir auf eine sichtlich uralte Stein-
treppe; sie führte hinab und endete in einer unteren, unbegehbaren Klippen-
zone, wo das Wasser in Kesseln toste und die Wände den Schall zurück-

warfen. Hier war es schattig und kalt, es roch stark nach Tang, man sah zwischen Brechern, wenn die Flut sich glattzog, helle Felsgründe, von Seeigeln wie von schwarzen Kletten besät; rotes Getier blühte in Wannen. Die Auswaschungen zeigten seltsamste Formen; in Kanälen und Schnecken-
gängen schnarchte und klagte es. Dann drang Wasser zwischen den Riffen wieder hoch schäumend ein, schwoll und stieg gegen die Felskehle, lehnte sich an sie und fuhr wieder gurgelnd zurück, an Tangschöpfen zerrend.

Aufwärts kletternd tauchten wir an das wärmende Licht wie aus Kellern. Der Kalk war weiß, das Meer blau, und der Ginster blühte mit gelben Fähnchen. Über die Bucht hin stand der Berg Ätna licht wie ein Geist. Man sah die Küste nicht, über welcher er aufstieg, man unterschied auch nicht seine unteren Zonen; aber sehr hoch, so hoch, daß man dort keinen Berg mehr vermuten mochte, trat sein Gipfel heraus, gleißend und weit hingedehnt. Die Stunden wichen; Mittag ging vorüber. Wir hatten nichts zu essen mitgenommen, da wir nicht damit rechneten, so lang zu bleiben; aber von dem Ort trennen mochten wir uns nicht. Der Durst machte uns eine Weile zu schaffen; dann vertrieb der Wind ihn. Glocken von weidendem Vieh, Hirtenpfeife drangen in unseren Halbschlaf. Wir sahen Burschen zu, welche die Klippen durchstiegen und sich Seeigel fingen. Auf der flachen Hand hielten sie die stacheligen Kugeln, schlugen das Messer in sie und schlürften die Schalenhälften. Dann trippelten Ziegen vorbei.

Der Wind blieb auch am Nachmittag stark, er trommelte über die nackten, tausendporigen Felsbarren. Allmählich umzog ein Schleier den Ätnagipfel, dann eine Wolke, die rasch wuchs und ihn einhüllte. Auch am Himmel legten Zirren sich wunderlich durcheinander. Plötzlich wurde uns deutlicher, daß wir dicht unter den Mauern des alten Syrakus lagen. Da und dort saß noch ein behauener Stein auf dem andern in dieser Verlassenheit; im Geröll steckten Scherben. Ein wilder Feigenbaum streckte sein Geäst aus einer Grube, die ein Grab oder eine Zisterne gewesen war. Im Schlaf hörten wir es donnern. Wenn wir aber betäubt die Augen öffneten, stand der Himmel frei über uns und die Sonne unverhüllt. Es war im Schlaf gewesen, als schütterte es in den Felsen. Aber das Wasser schlug wohl mit Macht gegen sie.

Wir erwachten erst wieder, als die Sonne ziemlich tief gesunken war. Auch der Wind war abgeflaut, und zum erstenmal sahen wir mit Bewußtsein gegen das gelb wallende Licht die Ebene, die sich zur Linken von unserem Steilufer fortzog. Staubfahnen wanderten dort, und ein Bach, der in eine kleine Bucht fiel, glüß an ein paar Stellen. Wir nahmen den Ort wahr, der uns bisher nur in Karten gestanden hatte, und erkannten ihn mit einer Art von Schrecken. Dort an dem flachen Strand hatte die unselige Landung der Athener sich abge-
spielt. Dort waren die Kiele auf den Sand geschurrt und waren die Lager geschlagen worden, Staub wölkte auch damals, und zu eben jenem Bach hatten Tausende sich gebückt, um zu trinken. Nikias war dort gegangen, zum Untergang bestimmt, Alkibiades war davon, als das Staatsschiff erschien, um sich seiner zu bemächtigen. Das alles war gegenwärtig, die Zeit für ein paar Atemzüge außer Kraft. Der Ginster roch stark, und die Sonne ränderte die

Sprossen des Feigenstrauchs, der aus der Zisterne aufschöß, und ränderte die Wermut- und Wolfsmilchstauden. Er hat alles gewußt, dachte ich, Nikias, der dort unten gegangen ist, ein vornehmer Mann, langsam und sehr vornehm; sie haben ihm zugesetzt, und er mußte tun, was er nicht wollte, und konnte sich nicht heraushalten; die Stadt, gegen die er nicht hatte kämpfen wollen, nahm ihm sein Leben.

Unser Blick fiel wieder auf den Berg, dessen Haupt frei geworden war, sich aber seltsam verändert hatte. Es war kein Gewölk mehr da, doch zog ein brauner Rauchstreifen, vom Wind mitgenommen, nach einer Seite ab wie ein gerader Strich. Der Schneeglanz war geschwunden; ein riesiges dunkles Tuch aber schien in der Höhe ausgelegt und reichte weit herunter.

Als wir auf der Hochfläche gingen und die Sonne hinunter war, sahen wir zwischen den Ölbäumen durch, wie der Gipfel ins Glühen kam. Der Berg glühte in der Bläue wie ein rotes Schüreisen. Er war ausgebrochen, während wir unseren stillsten Tag gelebt hatten.

WERNER KRAFT

NARRENSCHWERMUT

So allein wie heut des Menschen Leben
War es niemals wehrlos preisgegeben
Den Gewalten, die ihn steinern fallen
Machen und zerschellen und verschallen.
So verschollen gibt es kein Zurück mehr,
So verworfen keine Spur von Glück mehr.
Es ist aus, umsonst ist deine Mühe.
Dennoch sorgsam kommt des Morgens Frühe
Wie des Abends Feuerlichtgefunkel
Vor der Lichtung, vor der Deutung, Dunkel.
Du mußt warten, ehe du geschieden
In die Freude, in den wilden Frieden,
Ohne Hoffen, daß es werde lichter
Voller Hoffnung dir, dem dunklen Dichter
Jenes Lichts, das einmal ward und werde,
Wenn den Hirten wärmt die warme Herde
Und die Schönheit atmet aus der Blume
Durch die Welt in wehem Altertume
Und die Gegenwart aus spätem Munde
Spricht des Anfangs Sturm im alten Bunde.

RICHARD MÜNZNER / DIE UNIVERSITÄT HAMBURG

Die Universität Hamburg ist eine der jüngsten deutschen Universitäten, und sie ist die erste, die von einem demokratischen Staat gegründet wurde. Ihre Errichtung dokumentiert sich daher nicht in einem feierlichen Stiftungsbrief, sondern in einem nüchternen Gesetzblatt der Freien und Hansestadt Hamburg. Wer ihr geringes Alter kennt, ist erstaunt, im Sitzungszimmer der Universität Professorenporträts vorzufinden, die aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen. Tatsächlich betrachtet sich die Universität Hamburg als Hüterin einer wissenschaftlichen Tradition, die bis in das beginnende 17. Jahrhundert, in ihren Wurzeln bis in die Zeit der Reformation zurückreicht. Zum Verständnis der Eigenarten dieser Großstadt-Universität ist daher ein Blick auf die Entwicklung der Wissenschaftspflege in Hamburg geboten.

Im Jahre 1613 wurde in Hamburg das Akademische Gymnasium gegründet, das die Ausbildung der seit 1429 bestehenden Gelehrtschule des Johanneums weiterführen und den Übergang seiner Studenten auf eine Universität vorbereiten sollte. Joachim Jungius, Rektor von 1629 bis 1657, war der berühmteste der Professoren des Akademischen Gymnasiums, an „Gelehrsamkeit und philosophischem Geiste“ unter seinen Zeitgenossen hervorragend und weit über die Grenzen der Hansestadt hinaus geachtet. Zu seinen Schülern zählen die Mathematiker Heinrich Siverus und Martin Fogelius sowie der Philosoph Johann Vegetius, deren Porträts das Sitzungszimmer der Universität schmücken. Ein weiteres Bild stellt den Nationalökonom Johann Georg Büsch (1728 bis 1800) dar, der als Wegbereiter der Wirtschaftswissenschaften in Hamburg gilt.

Büsch war es, der im Jahre 1764 einen „öffentlichen Vortrag des Gemeinnützigen aus der Mathematik“ hielt, um – wie er selbst erklärte – „einen allgemeinen Nutzen zu schaffen“. Damit war er zum Begründer eines öffentlichen Vorlesungswesens in Hamburg geworden, das im Jahre 1837 in der Verpflichtung der Professoren des Akademischen Gymnasiums zu mindestens einer unentgeltlichen öffentlichen Vorlesung jährlich durch ein Gesetz sanktioniert wurde. Dieses „Allgemeine Vorlesungswesen“ ist auch nach der Auflösung des Akademischen Gymnasiums im Jahre 1883 aufrechterhalten worden. Es umfaßte später außer den öffentlichen Vorlesungen auch Fortbildungskurse für bestimmte Berufskreise, so für Kandidaten der Theologie, für Verwaltungsbeamte, für Zollbeamte, praktische Ärzte, Kaufleute, Pharmazeuten, Lehrer und Lehrerinnen. Da auch in der Zeit, als das Akademische Gymnasium nicht mehr bestand, noch Professoren für das Allgemeine Vorlesungswesen berufen werden konnten und berufen wurden, entwickelte sich eine in bestimmter Form organisierte Volkshochschule, ohne jedoch damals oder später diesen Namen zu tragen. Welche Bedeutung das Allgemeine Vorlesungswesen für Hamburg hatte, ist daraus ersichtlich, daß im Wintersemester 1913/14 300

Kurse von 207 Dozenten abgehalten wurden, wobei die Lehrtätigkeit des neben dem Allgemeinen Vorlesungswesen bestehenden Kolonialinstituts nicht berücksichtigt ist. Die Zahl der verkauften Vorlesungsverzeichnisse betrug für das gleiche Semester 4300. In den Beratungen, die zur Gründung der Universität im Jahre 1919 führten, ging man zunächst davon aus, daß das Allgemeine Vorlesungswesen durch die zu gleicher Zeit zu errichtende Volkshochschule ersetzt werden sollte. Es ist dann aber, von der Volkshochschule getrennt, erhalten geblieben. An der Universität besteht auch heute noch ein besonderer Ausschuß für das Allgemeine Vorlesungswesen, dem außer Universitätslehrern auch Vertreter des öffentlichen Lebens der Hansestadt angehören. Ein Teil der Vorlesungen, die im Vorlesungsverzeichnis der Universität angekündigt werden, steht den Hörern des Allgemeinen Vorlesungswesens offen; vorwiegend handelt es sich dabei um Sprachkurse, insbesondere um solche, die von anderen Institutionen nicht abgehalten werden. Darüber hinaus werden in jedem Semester mehrere Einzelvorträge im Rahmen des Allgemeinen Vorlesungswesens veranstaltet.

Daß das Allgemeine Vorlesungswesen nach Auflösung des Akademischen Gymnasiums ohne Schwierigkeiten fortgesetzt werden konnte, ist vor allem einer Anzahl wissenschaftlicher Institute zu verdanken, die sich seit dem beginnenden 19. Jahrhundert, neben dem Akademischen Gymnasium oder aus dessen Lehr- und Forschungstätigkeit hervorgehend, entwickelt hatten. So entstanden der Botanische Garten (1810), die Sternwarte (1830), das Naturhistorische Museum (1843), die Sammlung Hamburgischer Altertümer (1849), das Museum für Völkerkunde (1850), das Museum für Kunst und Gewerbe (1877), das Chemische Staatslaboratorium (1878), das Botanische Museum (1883), das Physikalische Staatslaboratorium (1885), das Laboratorium für Warenkunde (1887), das Hygienische Staatsinstitut (1892), das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten (1900). Die Direktoren dieser „Wissenschaftlichen Anstalten“ wurden bei Aufhebung des Akademischen Gymnasiums zur Fortführung der öffentlichen Vorlesungen verpflichtet. Sie bildeten seit 1892 gemeinsam mit den für das Allgemeine Vorlesungswesen berufenen Professoren ein wissenschaftliches Kollegium zur Ausarbeitung der Veranstaltungen des Allgemeinen Vorlesungswesens. Im Jahre 1901 wurde dieser „Professorenkonvent“ gesetzlich verankert.

Den im Allgemeinen Vorlesungswesen und in den Wissenschaftlichen Anstalten tätigen Gelehrten standen als literarische Hilfsmittel nicht nur die Spezialbibliotheken der Institute, sondern auch zwei gut ausgestattete Zentralbibliotheken zur Verfügung, nämlich die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichtete Stadtbibliothek und die seit 1738 bestehende Commerzbibliothek; letztere pflegte nicht nur kommerzielle, sondern auch staatswissenschaftliche Fächer, Geographie und Neuere Geschichte.

Angesichts dieses reichen wissenschaftlichen Lebens der Hansestadt ist es nicht verwunderlich, daß der Gedanke, eine Universität zu gründen, schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erörtert wurde. In den 40er Jahren legte ein Komitee angesehenen Männer der Hansestadt den Plan zur Gründung

einer Universität mit einer Juristischen, einer Medizinischen und einer Philosophischen Fakultät vor. Die politische Unruhe des Jahres 1848 verhinderte seine Verwirklichung. Der auch in der Folgezeit immer wieder auftauchende Universitätsgedanke fand schließlich einen warmherzigen und tatkräftigen Förderer in dem späteren Senator und Bürgermeister Werner von Melle, der im Jahre 1890 als Senatssyndikus in die Oberschulbehörde eintrat. Er verstand es, das Allgemeine Vorlesungswesen und die Wissenschaftlichen Anstalten planmäßig so weit auszubauen, daß ihre Umwandlung in eine Universität schließlich nur noch eine Frage der Zeit war. Die Gründung der Hamburger Wissenschaftlichen Stiftung im Jahre 1907 und des Kolonialinstituts im Jahre 1908 waren zwei wichtige Stationen auf dem Wege zur Universität. Den Anlaß zur Errichtung der Wissenschaftlichen Stiftung gab die Bereitstellung namhafter Geldbeträge durch Hamburger Kaufleute, die als Grundstock für eine Universität gedacht waren. Die Aufgabe der Stiftung war es, „die Wissenschaften und deren Pflege und Verbreitung in Hamburg zu fördern“. Die Stiftung erhielt das Recht, solche Gelehrte, denen sie einen Lehrauftrag erteilte, für die Ernennung zu Professoren vorzuschlagen. So konnte sie zur Ergänzung des Lehrkörpers des Allgemeinen Vorlesungswesens wesentliche Beiträge leisten. Das Kolonialinstitut, das im Einvernehmen mit dem Reichskolonialamt gegründet wurde, sollte Beamte, die vom Reichskolonialamt an das Institut überwiesen wurden, und andere Personen, die in die deutschen Überseegebiete zu gehen beabsichtigten, gemeinsam Vorbilden und eine Zentralstelle darstellen, in der sich alle wissenschaftlichen und wirtschaftlichen kolonialen Bestrebungen konzentrieren konnten. Die Mitglieder des Professorenkonventes der Wissenschaftlichen Anstalten bildeten den Professorenrat des Kolonialinstituts.

Der Gründung der Wissenschaftlichen Stiftung und des Kolonialinstituts folgte eine Vermehrung der in Hamburg bestehenden Professuren. Das Akademische Gymnasium hatte im Zeitpunkt seiner Auflösung Professuren für Biblische Philologie und Philosophie, Klassische Philologie, Geschichte, Physik und Mathematik, Naturgeschichte. Diese Professuren blieben für das Allgemeine Vorlesungswesen erhalten und wurden im Jahre 1906 durch die Errichtung einer Professur für Nationalökonomie vermehrt. 1908 folgten Professuren für Geographie, für Öffentliches Recht und für Geschichte und Kultur des Orients, 1909 für Afrikanische Sprachen und für die Geschichte Ostasiens, 1910 vier weitere Professuren für Philosophie, Deutsche Sprachwissenschaft, Englische Sprache und Kultur und Romanische Sprachen und Kultur.

Im Jahre 1912 glaubte der Hamburger Senat den Zeitpunkt für die Gründung einer Universität gekommen. Im Dezember dieses Jahres richtete er an die Bürgerschaft einen eingehend begründeten Antrag auf den Ausbau des Kolonialinstituts und des Allgemeinen Vorlesungswesens zu einer Universität. Die Bürgerschaft lehnte diesen Antrag jedoch im Oktober 1913 mit knapper Mehrheit ab, setzte aber einen Ausschuß ein, der die Möglichkeiten des weiteren Ausbaues des Kolonialinstituts zu einer selbständigen, der

Forschung, der Lehre und der praktischen Ausbildung gewidmeten Anstalt prüfen sollte. Die Arbeit dieses Ausschusses wurde durch den ersten Weltkrieg gehemmt und erst im Jahre 1918 wiederaufgenommen. Am 18. März 1919 lehnte die Bürgerschaft erneut einen Antrag auf die Errichtung einer Universität ab. Zehn Tage später aber beschloß sie, nachdem sie sich inzwischen neu konstituiert hatte, das „Vorläufige Gesetz, betreffend die Hamburgische Universität und Volkshochschule“. Das Stimmenverhältnis hatte sich dadurch zugunsten der Universität verändert, daß die Sozialdemokratie in der neuen Bürgerschaft die Aussicht auf die Schaffung der Einheitsschule für gegeben sah und daher keine Bedenken mehr trug, der Errichtung der Universität zuzustimmen. Das aus 7 Paragraphen bestehende Vorläufige Gesetz ist dann durch das Hochschulgesetz vom 4. Februar 1921 ersetzt worden, das die Angelegenheiten der Universität, der Wissenschaftlichen Anstalten und der Volkshochschule in 64 Paragraphen regelt. Die feierliche Eröffnung der Universität fand am 10. Mai 1919 in der Hamburger Musikhalle statt.

Die schon vorhandenen Professuren reichten für einen geordneten Universitätsbetrieb nicht aus, doch boten sie einen so beachtlichen Grundstock für die Neugründung, daß es sich bei den weiteren Bewilligungen nur um eine Ergänzung des bereits Bestehenden handelte. Zunächst wurden für die Universität nur 4 Fakultäten geschaffen (Rechts- und Staatswissenschaften, Medizin, Philosophie, Naturwissenschaften). Dabei waren die sachlichen und personellen Voraussetzungen für die Errichtung der Medizinischen Fakultät in dem gut ausgestatteten Krankenhaus Eppendorf gegeben, das sich in der Zeit der großen Cholera-Epidemie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch weit außerhalb Hamburgs einen guten Ruf erworben hatte. Die Zahl der Fakultäten hat sich inzwischen auf 6 erhöht, und zwar durch Neugründung einer Evangelisch-Theologischen Fakultät im Jahre 1952 und durch Abtrennung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften von der Rechtswissenschaftlichen Fakultät im Jahre 1954. Während aber die Schaffung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät mehr die äußere Bestätigung einer bereits vollzogenen Entwicklung und die verfassungsrechtliche Anerkennung der Bedeutung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften darstellt, hat die Gründung der Evangelisch-Theologischen Fakultät die wissenschaftliche Substanz der Universität bereichert und auf den traditionellen Bestand der deutschen Universität ergänzt. Obwohl die Hamburger Hauptpastoren seit 1895 im Rahmen des Allgemeinen Vorlesungswesens öffentliche Vorlesungen neben Lehrgängen und Übungen für Kandidaten der Theologie abgehalten hatten und auch das Kolonialinstitut missionswissenschaftliche Vorlesungen vorsah, war bei der Gründung der Universität an die Einbeziehung einer Theologischen Fakultät nicht gedacht worden. Die Denkschrift des Hamburger Senats aus dem Jahre 1912 erklärt hierzu, daß für eine Theologische Fakultät in Hamburg bisher ein besonderes Bedürfnis von keiner Seite geltend gemacht worden sei, daß jedoch auch an der Universität Vorlesungen über Missionswesen und Missionsgeschichte gehalten werden sollten. Nach der Gründung der Universität ist freilich mehrfach auf diese Lücke in der Reihe der Fakultäten

hingewiesen worden. Aussichtsreiche Vorarbeiten für die Fakultätsgründung konnten jedoch erst nach dem Ende des zweiten Weltkrieges in Angriff genommen werden. Nachdem es gelungen war, zwischen der Universität und den beteiligten kirchlichen und staatlichen Behörden in allen Punkten ein Einvernehmen herzustellen, konnte die Fakultät mit dem Wintersemester 1954/55 ins Leben treten und die seit dem Jahre 1949 in Hamburg bestehende Kirchliche Hochschule ablösen.

Die Verfassung der Universität Hamburg erhält dadurch eine besondere Note, daß die alten Wissenschaftlichen Anstalten im Hamburger Hochschulgesetz ausdrücklich aufrechterhalten wurden. Diese Anstalten haben zwar in Angelegenheiten der Forschung und des Unterrichts die Rechte von Universitätsinstituten; sie sind aber im übrigen in mancherlei Hinsicht selbständiger als sonstige Institute der Universität. Insbesondere haben sie einen eigenen Haushalt. Die Direktoren der Wissenschaftlichen Anstalten sind zur Beratung von Angelegenheiten der wissenschaftlichen und praktischen Analtätstätigkeit zu einem Direktorium zusammengeschlossen. Wenn auch die Zuständigkeit des Universitätssenats hierdurch praktisch kaum beschränkt wird, so liegt doch auf der Hand, daß diese Konstruktion die Tendenz zur Dezentralisierung in der Universitätsverwaltung fördert. Da die Wissenschaftlichen Anstalten älter sind als die Universität und da die von ihnen betreuten wissenschaftlichen Sammlungen jedermann zugänglich sind, sind sie im Bewußtsein der Hamburger oft stärker verankert als die Universität selbst. Das trifft etwa zu für den Botanischen Garten, das Zoologische Museum und die mineralogischen Sammlungen; die beiden letzteren konnten jedoch nach dem Kriege der Öffentlichkeit aus Gründen des Raummangels noch nicht wieder zugänglich gemacht werden.

Auch das Verhältnis zwischen akademischer Selbstverwaltung und staatlicher Aufsichtsbehörde ist in Hamburg besonders gestaltet. Es gibt weder einen Kurator wie früher an den preußischen Universitäten noch einen besonderen Verwaltungsausschuß wie an den bayerischen Hochschulen. Die Universität ist aber auch, anders als in den anderen Bundesländern, nicht unmittelbar der Regierung unterstellt. Die Rechtsaufsicht über die Universität wird vielmehr durch eine „Fachbehörde“, die Schulbehörde, ausgeübt. Diese nimmt zwar auch Funktionen wahr, die in anderen Ländern dem Erziehungsministerium obliegen; sie hat aber nicht den Charakter eines Ministeriums, da die Hamburger Verfassung keine Fachministerien kennt. Zur Erfüllung der staatlichen Aufgaben für den Bereich der Universität bedient sich die Hamburger Schulbehörde ihrer Hochschulabteilung, deren Büros im Gebäude der Universität untergebracht sind. Von größerer Bedeutung aber als diese räumliche Nähe des vorgeordneten Ministeriums ist die der Hamburger Verfassung eigentümliche Einrichtung der Deputationen. Diese Deputationen sind parlamentarische Ausschüsse, die den einzelnen Fachbehörden zur Entscheidung von Angelegenheiten grundsätzlicher Bedeutung beigegeben sind und aus Mitgliedern aller Parteien bestehen. In der für die Universität zuständigen Hochschulektion der Schul-Deputation hat die Universität die Möglichkeit,

bei den Mitgliedern des Landesparlaments das Verständnis für ihre besonderen Sorgen selbst zu wecken und zu vertiefen.

Die Verfechter des Universitätsgedankens erstrebten von Anfang an, mit der Universität Hamburg eine Hochschule zu gründen, die ihre besondere Eigenart aus der intensiven Pflege der Beziehungen zum europäischen und überseeischen Ausland gewinnt. Bürgermeister von Melle, dessen Werk die Universität ist, führte hierzu in seiner Festrede zur Eröffnung der Universität am 10. Mai 1919 aus: „Daß unsere Universität, die in dem ersten See- und Welt-handelsplatz Deutschlands im 20. Jahrhundert errichtet wurde, besondere neuzeitliche und eigenartige Züge tragen müsse, darüber waren sich ihre Befürworter stets einig. Mit bewährtem Altem, wie vor allem der unbeschränkten Lehr- und Lernfreiheit, soll sie zu ersprießlicher Entwicklung drängendes Neues verbinden... Die Beachtung des Auslandes und insbesondere der überseeischen Gebiete und die Verfolgung der Länder und Völker verbindenden Gedanken, die in der Hamburger Wissenschaftspflege stets hervorgetreten sind und dann durch die Errichtung unseres Kolonialinstituts besonders stark und eigenartig zur Geltung gelangten, sie sollen in der Hamburgischen Universität fortgeführt und weiterentwickelt werden.“ Die Pflege der Auslands-kunde war der Universität daher von Anfang an durch das Hochschulgesetz zur Aufgabe gemacht worden. Das Gesetz sah die Institution eines besonderen Ausschusses für Auslandskunde vor, der Studienpläne und Prüfungsordnungen für das Auslandsstudium auszuarbeiten und die dazu erforderlichen Anträge an den Universitätssenat zu richten hatte. Im Jahre 1922 legte er eine „Ordnung für Auslandsdiplomprüfungen“ vor, die regionale Prüfungen und Fachprüfungen für den Auslandsschuldienst vorsah. Durch einen Beschluß des Universitätssenats aus dem Jahre 1931 wurde die Prüfungs-ordnung um Zusatzbestimmungen über eine Fachprüfung für den Auslands-Missionsdienst ergänzt. Mit dem Absolvieren einer dieser Diplomprüfungen war der Erwerb eines akademischen Grades nicht verbunden. Die auf die Auslandskunde bezügliche Bestimmung des Hamburgischen Hoch-schulgesetzes wurde durch das Gesetz über die Neuordnung der Universität vom Januar 1934 aufgehoben und durch Vorschriften politischen Charakters ersetzt. Nach dem Kriege hat die Universität die Auslandsprüfungen bisher nicht wiederaufgenommen. Zur auslandskundlichen Fortbildung Hamburger Wirtschaftskreise hat sie jedoch mit der Handelskammer und dem Welt-Wirtschafts-Archiv eine auslandskundliche Arbeitsgemeinschaft gegründet, in deren Rahmen auch Vorlesungen der Universität einbezogen sind.

Im übrigen weist die Struktur aller Fakultäten auf die bevorzugte Pflege der Auslandswissenschaften hin. Das gilt etwa für die Missionswissenschaft, für ausländisches und internationales Privat- und Prozeßrecht, für Handels-, Schifffahrts- und Luftrecht, Völkerrecht und ausländisches öffentliches Recht, Verkehrswissenschaft, Außenhandel und Überseewirtschaft, Wirtschafts-geographie, Schiffs- und Tropenmedizin, für die zahlreichen Seminare für fremde Sprachen und Kulturen, insbesondere auch asiatischer und afrikanischer Länder, für Forstwirtschaftsgeographie und tropische Walderschließung. Die

Bundesanstalt für Forst- und Holzwirtschaft in Reinbek und das erst kürzlich nach Hamburg verlegte Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Privatrecht fügen sich mit ihren Forschungsmöglichkeiten in personeller und sachlicher Hinsicht gut in diesen Rahmen ein. Eine an die Theologische Fakultät angelehnte Missionsakademie befindet sich im Stadium der Gründung.

Besonders eng sind die Beziehungen der Universität Hamburg zum skandinavischen Raum und zu den Ländern Ibero-Amerikas. Während sich aber die Kontakte zu den nordischen Ländern über das Germanische Seminar und das Seminar für Deutsches und Nordisches Recht hinaus auf viele andere Fachrichtungen erstrecken, werden die Beziehungen zu Süd- und Mittelamerika vor allem vom Ibero-Amerikanischen Forschungsinstitut getragen, das aus dem im Jahre 1916 gegründeten Ibero-amerikanischen Verein hervorgegangen und dem Romanischen Seminar der Universität angeschlossen ist.

In diesem Zusammenhang kann schließlich nicht darauf verzichtet werden, des Instituts für Auswärtige Politik zu gedenken, das zwar nicht unmittelbar zur Universität gehörte, jedoch eng mit ihr verbunden war. Es wurde im Jahre 1920 unter maßgeblicher Beteiligung seines späteren Direktors, des Professors Mendelssohn-Bartholdy, als „Forschungsstelle für Kriegsursachen“ gegründet und seit dem Jahre 1923 von der Hansestadt Hamburg finanziell unterstützt. Im Jahre 1929 erhielt es als rechtsfähige Stiftung eine eigene Rechtspersönlichkeit. Das Institut konnte eine reichhaltige Bibliothek aufbauen, gab die regelmäßig erscheinende Institutszeitschrift „Europäische Gespräche“ heraus und entfaltete eine weithin beachtete Tätigkeit.

Die Beziehungen der Universität zum europäischen und überseeischen Ausland finden eine harmonische Ergänzung durch die Pflege spezieller wissenschaftlicher Probleme, die sich aus den Eigenarten der Stadt Hamburg ergeben. So hat die in Hamburg stark vertretene Versicherungswirtschaft eine Stütze im Seminar für Versicherungswissenschaft, das eine besondere Diplomprüfung für Versicherungswissenschaftler bietet. Daß die Universität Hamburg über Lehrstühle für Fischereibiologie und für Meereskunde verfügt, ist nicht erstaunlich. Eine auffälligere Besonderheit ist der Bestand eines Instituts für Schiffbau eines Instituts also, das man eher an einer Technischen Hochschule erwarten würde. An diesem Institut können Studenten des Schiffbaus, die ihre ersten 6 Semester an der Technischen Hochschule Hannover verbracht haben, die beiden letzten Semester studieren und die Diplomprüfung ablegen.

In den Kämpfen um die Gründung der Universität spielte unter den Argumenten ihrer Gegner die Sorge um die Entwicklung des Hamburger Hafens eine besondere Rolle. Man befürchtete, daß die Befriedigung der finanziellen Bedürfnisse des Hafens durch den notwendigen Aufwand von Mitteln für eine Universität beeinträchtigt werden könnte. Die tatsächliche Entwicklung hat diese Befürchtung nicht gerechtfertigt; jedoch wird die besondere Lage der Universität von der Existenz eines für die wirtschaftliche und soziale Struktur der Stadt so entscheidenden Faktors wie des Hafens weitgehend mitbestimmt. Das Bewußtsein des Hamburgers ist auf den Hafen gerichtet. Gefühlsmomente

sind daher in seinem Verhältnis zur Universität von geringerer Bedeutung. Die Gründung der Universität ist eher der Einsicht in die Notwendigkeit einer vorhandenen Entwicklung als der mehr unbestimmten Neigung zur Atmosphäre wissenschaftlicher Arbeit oder der Vorliebe für die Pflege akademischer Daseinsformen zuzuschreiben. Diese nüchterne Betrachtungsweise, das Fehlen einer durch viele Generationen weitergegebenen Hochschultradition und schließlich auch die Weiträumigkeit der Millionenstadt lassen in Hamburg manches vermissen, was andere deutsche Universitätsstädte, insbesondere die kleineren, kennzeichnet. Die typische Studentenwirtin ist hier ebenso wenig bekannt wie etwa das Bier- oder Weinlokal, das vorzugsweise von akademischen Bürgern besucht wird. Auch der akademische Lehrer erfreut sich weniger der Lokalberühmtheit als seine Kollegen in anderen deutschen Universitätsstädten. Andererseits haben sich der kaufmännische Geist und das rational betonte Verhältnis des Hamburgers zu seiner Universität schon oft zum Guten für diese selbst ausgewirkt.

Das besondere Klima der Hansestadt, der der Welt und dem Neuen aufgeschlossene Sinn der Hamburger mögen auch dazu beigetragen haben, daß die seit dem Kriegsausgang geführten Erörterungen über eine Hochschulreform in Hamburg mit lebhaftem Interesse verfolgt wurden. Viele neue Anregungen fielen hier auf fruchtbaren Boden. So hatte die Universität Hamburg als eine der ersten in der Bundesrepublik ein Studentenparlament und einen Hochschulbeirat. Beide Institutionen haben sich ihrerseits um eine Fortführung von Hochschulreformgesprächen im engeren Bereich der Universität bemüht und verdient gemacht. Eine alte Hamburger Institution, die des beamteten Wissenschaftlichen Rates an den Wissenschaftlichen Anstalten, diente den Vorschlägen zum Vorbild, die erstmals im Jahre 1952 auf der Hochschultagung in Hinterzarten zum Ausbau der rechtlichen und wirtschaftlichen Stellung der sogenannten Nichtordinarien (Assistenten, Privatdozenten, außerplanmäßige Professoren) gemacht wurden. Solche Beamtenplanstellen sind an der Universität inzwischen auch außerhalb der Wissenschaftlichen Anstalten für Privatdozenten und außerplanmäßige Professoren errichtet worden. Noch in anderer Weise konnte die Universität in jüngster Zeit ihren Lehrkörper im Sinne der Reformbestrebungen ausbauen. Um den Auswirkungen des Massenbetriebs auf das Studium entgegenzuwirken, sind besondere Stellen für wissenschaftliche Angestellte eingerichtet worden, deren Aufgabe die Einzelberatung der Studenten in allen Fragen ihres Studiums sein soll. Für diese neue Kategorie von Universitätslehrern, für die eine befriedigende Bezeichnung noch nicht gefunden ist – vorübergehend war an den Namen „Tutor“ gedacht –, werden solche Personen ausgewählt, die wissenschaftlich vorgebildet sind, jedoch nicht die Absicht haben, sich zu habilitieren, so daß ihre Zeit für die Betreuung der Studenten voll zur Verfügung steht. Sie sollen zum wissenschaftlichen Arbeiten anleiten, Kurse oder Proseminare abhalten, die Leitung von Arbeitsgruppen der Hauptseminare und die Vorprüfung von Semester- und Examensarbeiten übernehmen. Der Haushaltsplan der Universität für das Jahr 1957 sieht 10 solche Stellen vor, die auf die Rechtswissenschaftliche

und die Philosophische Fakultät verteilt sind. In den Diskussionen der jüngsten Zeit über eine besondere Besoldungsordnung für Hochschullehrer und über die Verwirklichung einer Studienförderung auf der Grundlage des sogenannten Honnefer Modells hat die Universität auf regionaler Ebene eine rege Initiative entfaltet, die von Landesregierung und Landesparlament mit Verständnis aufgenommen und mit der Aufrechterhaltung der besonderen Besoldungsordnung H für Hochschullehrer, sowie mit der zusätzlichen Bewilligung von Haushaltsmitteln für die Studienförderung beantwortet wurde. Die Universität Hamburg gehört heute zu den größten der Bundesrepublik. Ihre Entwicklung in den ersten zehn Jahren ihres Bestehens verlief freilich nicht stürmisch. Die Zahl der Studenten hielt sich in der Größenordnung von 3000. In den 30er Jahren sank sie auf etwa die Hälfte ab. Um so schneller ist sie jedoch nach Kriegsende angewachsen; in den letzten vier Jahren hat sie sich jeweils um 1000 bis auf 10000 im Sommersemester 1957 vermehrt. Die Zahl der Lehrstühle, die im Zeitpunkt der Universitätsgründung 65 betrug, ist inzwischen auf 134 gestiegen. Im Laufe dieser Entwicklung hat die Universität auch mehr und mehr den Charakter einer lokalen Institution verloren. Von ihren Studenten stammen etwa 60% aus anderen Ländern der Bundesrepublik und aus dem Ausland.

Dem raschen Anwachsen der Studentenzahlen sind die räumlichen Verhältnisse der Universität längst nicht mehr gewachsen. Das 1911 erbaute Vorlesungsgebäude, das der Kaufmann Edmund Siemers der Hansestadt für das Allgemeine Vorlesungswesen zum Geschenk gemacht hatte, hat einen Zuschnitt auf höchstens 3000 Studenten. Der durch Kriegseinwirkungen verursachte Wegfall einzelner Instituts- oder Seminargebäude hat den zur Verfügung stehenden Raum weiter eingeengt. Die Universität hat daher schon bald nach dem Kriege mit den zuständigen Behörden Erörterungen über ihre bauliche Ausgestaltung geführt. Die äußeren Voraussetzungen für eine Zusammenziehung der Universitätsinstitutionen in die Nähe des Hauptgebäudes waren dabei günstiger als in früheren Jahren. Schon zweimal in der Geschichte der Universität, in den Jahren 1929 und 1938, waren Pläne für ihren Neubau ausgearbeitet worden. Dabei mußte aber an eine völlige Verlegung der Universitätsbaulichkeiten gedacht werden, weil sich die in mancher Hinsicht günstige Lage des Universitätsgebäudes im Zentrum der Stadt seinerzeit mit dem Nachteil verband, keinen Platz für bauliche Erweiterungen zu bieten. Der von Fritz Schumacher ausgearbeitete Plan des Jahres 1929 sah daher die Neuerrichtung der Universität im Norden der Stadt auf dem sogenannten Eppendorfer Moor vor. Im Jahre 1938 war der in den Elbvororten gelegene Jenischpark zum Universitätsgelände ausersehen. Beide Pläne konnten nicht verwirklicht werden. Der eine fiel der Wirtschaftskrise 1930 bis 1932 zum Opfer, der andere mußte hinter die Bedürfnisse des Krieges zurücktreten. Inzwischen hat der Krieg in unmittelbarer Nähe des Universitätsgebäudes, am Bornplatz, einige freie Bauplätze geschaffen, die die Grundlage für eine großzügige Bauplanung bilden. Im Zusammenwirken mit der Universität haben die zuständigen staatlichen Behörden einen umfassenden Plan ausgearbeitet,

der vom Senat der Hansestadt gutgeheißen und der Bürgerschaft als Denkschrift vorgelegt worden ist. Der Plan sieht die Konzentrierung aller Universitätsbauten auf die Gegend um den Bornplatz, die Jungiusstraße in der Nähe des Botanischen Gartens und auf das Universitäts-Krankenhaus Eppendorf vor. Dabei werden am Bornplatz vorwiegend die Seminargebäude der geisteswissenschaftlichen Fächer erstehen, während an der Jungiusstraße die dort bereits vorhandenen naturwissenschaftlichen Institute Erweiterungen und Ergänzungen erfahren sollen. Im Gelände des Universitäts-Krankenhauses Eppendorf wird unter Loslösung von dem bisherigen Pavillon-System eine Reihe größerer Klinik- und Institutsbauten errichtet. Für die Durchführung der gesamten Planung sind nach dem Voranschlag rd. 150 Millionen DM erforderlich. Die auf die nahe Zukunft gerichteten Pläne beziehen sich jedoch auf ein Sofortprogramm, das im Laufe von 4 Jahren verwirklicht werden soll und insgesamt einen Aufwand von rd. 50 Millionen DM erfordert. Mit der Ausführung dieses Sofortprogramms ist bereits begonnen worden. Zu Beginn dieses Semesters konnte am 38. Jahrestag der Universität der Grundstein für das neue Auditorium maximum gelegt werden, das überhaupt der erste Neubau ist, der gemeinsamen Zwecken der Universität dient. So wird schon in den nächsten Jahren inmitten der Stadt, in der Nähe des Dammtor-Bahnhofs, ein Universitätsviertel entstehen, das nicht nur den Dozenten und Studenten der Universität bessere Möglichkeiten zum wissenschaftlichen Arbeiten bietet, sondern auch dem städtebaulichen Charakter Hamburgs einen stärkeren Akzent wissenschaftlicher Prägung beifügen wird.

Dennoch wird man Adornos Kritik gegen die Antikritik von jugendbewegter Seite schützen müssen. Er hat heute im Musikschrifttum keinen überlegenen Gegner. Das außerordentliche Niveau, das seine Gedanken auch dann auszeichnet, wenn sie sich versteigen, hat beispielgebende Kraft, ähnlich wie das Werk Karl Kraus'. Gegen den Anspruch der Philosophie, musikalische Urteile zu fällen, ist gewiß die äußerste Vorsicht geboten; ich habe mit meinen Bedenken anlässlich der „Philosophie der Neuen Musik“ und vor allem des „Wagner-Breviers“ nicht zurückgehalten. Doch bei Adorno gewinnt selbst dieser Anspruch schöpferische Kraft. Zur Gefahr wird er bei seinen Nachahmern, die von ihm Gestus und Vokabular übernehmen, ohne anderen selbständigen Antrieb als den der Verächtlichmachung aller, die kritisch gegen ihre Methode bleiben. In den „Dissonanzen“ ist philosophische Spekulation nur so weit angewandt, als dialektische Methode es gebietet. Die rein musikalisch-ästhetischen Untersuchungen gehören zum Wertvollsten, das die neuere Musikkritik bietet.

HELMUT LAMPRECHT / DER ERZÄHLER UND DAS LYRISCHE

Angedeutet am Beispiel Thomas Mann

„... ich frage mich, ob man sich klar darüber ist, vor welches heikle Thema man uns da gestellt“ – einer der geistreichsten Aufsätze Thomas Manns, der über den „Künstler und die Gesellschaft“, beginnt mit diesen Worten. Für das vorliegende Thema sei es gestattet, jenen Anfang zitierend in Anspruch zu nehmen, denn: der Erzähler und das Lyrische, das ist um so heikler, als es sich um den Erzähler Thomas Mann selbst handeln soll!

Nun, er war, wie alle Welt weiß, kein Lyriker: „Meine persönliche Veranlagung hat immer dem großen epischen Stil gegolten.“ Er nannte den Erzähler, und er war doch selbst einer der größten, wenn nicht der größte deutsche überhaupt, „den raunenden Beschwörer des Imperfekts“, und Goethes: „Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß“, war seine Devise nicht nur bei der Niederschrift des tausendseitigen „Zauberberg“.

Daß er den von Erstarrung bedrohten bürgerlichen Roman des 19. Jahrhunderts durch das Stilmittel der Parodie auf geniale Weise sublimierte, ihn hinüberrettete in unsere Zeit und ihn so noch einmal „weltmöglich“ machte, ist die respektable Leistung dieses unvergleichlichen Epikers. Aber die Parodie ist primär unlyrisch, ja antilyrisch!

Und dennoch: „Ich habe, wie wohl jeder angehende Schriftsteller, mit Gedichten begonnen.“ Wer wohl entsinnt sich eines lyrischen Produkts aus der Feder Thomas Manns? Wir müssen uns, um auf seine lyrische Periode zu stoßen, um mehr als ein halbes Jahrhundert zurückwenden. Seine frühesten Verse erschienen bezeichnenderweise im Zusammenhang mit Prosa, als hätten sie der Unterstützung bedurft. Thomas Mann, damals 19jährig und Volontär einer Münchener Feuerversicherungsanstalt, erinnerte sich später schmunzelnd an jene Zeit: „Statt bestrebt zu sein, mich in die Geschäfte einzuarbeiten, hielt ich es für gut, auf meinem Drehsessel verstohlenerweise an einer erdichteten Erzählung zu schreiben, einer mit Versen untermischten Liebesgeschichte...“

Aber das sind erzählende Verse, und der Umstand, daß sie sich-reimen, erhebt sie nicht zur Lyrik, sie stellen folglich auch keinen „lyrischen Einschlag“ dar. Dies um so weniger, als im „Erwählten“ die Mannsche Kunst der Parodie ihren Höhepunkt erreicht. In dem Kapitel „Sybillas Gebet“, in das Thomas Mann vieles aus der „Vorauer Sündenklage“ des 12. Jahrhunderts hineingenommen hat, heißt es in bezug auf die Mutter Maria:

„Hätte niemand Sünd begangen,
so wäre das unergangen,

was Gott mit dir getan,
hättest nicht ewiges Lob empfahn.“

Und nun Manns ironisch-parodistischer Zusatz:

„Frau, vergib, daß ich scherze
in all meinem Schmerze!“

Das Gregorius-Motiv begegnet uns schon im „Dr. Faustus“. Adrian Leverkühn macht da aus der Legende ein musikalisches Puppenspiel, und er tut es „nicht ohne einen Einschlag von Bosheit und auflösender Travestie.“ Von Bosheit ist im „Erwählten“ freilich nichts zu spüren, aber das parodistische Element lächelt uns aus jedem Satze an. Im „Erwählten“ sind „lyrische Einschläge“ daher am wenigsten möglich, denn die Parodie ist – wie eingangs schon festgestellt – primär unlyrisch, ja: antilyrisch!

Daß er „lyrische Einschläge“ in seiner Prosa, die ja – nicht nur im „Erwählten“ – geprägt ist von ironisch-parodistischer Distanz, überhaupt für möglich hielt, erinnert noch einmal daran, wie weit er von einer echt-unmittelbaren Lyrikvorstellung entfernt war.

Die hier zusammengetragenen Details lassen einen großen epischen Dichter als lyrisch wenig begabt erscheinen. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß dieser „Mangel“ zugleich seine Größe als Erzähler ausmacht. Denn gerade das, was wir hier als unlyrisch und anti-lyrisch feststellten, also Parodie und ironische Distanz, geben seiner Diktion, seinem Stil, seiner Erzählhaltung jenen unverwechselbaren Charakter hoher Kunst, den wir an ihm schätzen und lieben. Ironie und Parodie sind ja bei Thomas Mann nicht Elemente von Überheblichkeit, oberflächlicher Selbstgenügsamkeit, sondern Formen eines letztlich tiefen Humors, der aus den nie versiegenden Quellen menschlicher Unzulänglichkeit schöpft.

KRITISCHE BLÄTTER

MIT MISSVERGNÜGEN NOTIERT

„Leben wir in einer Blütezeit der Lyrik oder zerfällt sie? Beide Meinungen sind zu hören. Eines aber steht fest: Auch Wilhelm Lehmann oder Georg Britting werden nur gerühmt, nicht gelesen. Die Frage bleibt offen, ob das an ihnen oder an dem Deutschen von heute liegt . . .“

Fragen, Meinungen und Behauptungen, wobei sogleich in die Augen springt, daß dieses Fragen und Behaupten sich hier als Ausdruck besonderer geistiger Energie vorstellen möchte. Verräterisch schon das erste Wort. Nicht ob wir gegenwärtig gute oder beachtliche Lyriker haben, wird gefragt, sondern ob wir in einer Blütezeit der Lyrik „leben“: als ob dies unser aller vordringlichste Daseinsfrage sei! Auf diese Weise wird ein resoluter Ernst des Fragens durch eine kleine sprachliche Manipulation mühelos vorgetäuscht. Leider weiß man nicht, wie die Situation wirklich ist. Immerhin und glücklicherweise kann der Autor unseres Textes jedoch auch das Gegenteil von Blütezeit als einen hochdramatischen Vorgang ausgeben: verhält sich's nämlich so, dann haben wir heute nicht etwa mittelmäßige Gedichte, nein – die Lyrik (oder ist es die Blütezeit?) „zerfällt“. Schon glauben wir mit dem Verfasser, der nur einen Augenblick und frageweise sich in Blütenträumen wiegen durfte, den donnernden Zusammensturz großer lyrischer Strukturen zu vernehmen.

Wie gesagt: man hört beide Meinungen (beileibe nicht auch eine dritte, mittlere, denn sonst würde das Pathos verdampfen) und muß die welthistorische Frage vorerst offen lassen. Dann aber, inmitten dieser großen Ungewißheit, ist die Zeit für eine entschiedene Behauptung gekommen: Lehmann oder Britting werden nur gerühmt, nicht gelesen, dies stehe fest. Die Subjekte, welche diese Dichter nicht lesen, verdämmern in diesem Satz im Hintergrund; so kann der bescheidwissende Verfasser des Textes am bequemsten über sie verfügen. Noch einmal – an wem mag es wohl liegen? – muß er dann eine Frage unbeantwortet liegen lassen, doch tritt als Entschädigung für den Leser in das Tor der offenen Frage sogleich ein seltsames Fabelwesen ein: *der Deutsche* von heute. Mit Erstaunen sehen wir dieses Lesebuch-Geschöpf, fragwürdigstes Destillat aus Millionen Einzelwesen von höchst verschiedenen Interessen und Anschauungen, gleichsam im Paradeschritt die Bühne betreten. Mit Befremden stellen wir fest, daß diese Fiktion auf ihr agieren möchte; denn eine Seite weiter heißt es in unserem Text: „Der Deutsche unserer Tage begreift Motoren, chemische Reihen, Sozialversicherungen . . .“

*

Sollte im Umkreis dieses denkwürdigen Fabelwesens nicht noch manches Merkwürdige aufsprießen? Wir brauchen nicht lange zu suchen. Einmal, so heißt es, hätten „wir Deutsche“ uns der Dichtung aufnehmend zugewandt. Dann aber änderten sich die Zeiten: „Der erste Weltkrieg verbrauchte,

scheint es, diese Fähigkeit zur schöpferischen Aufnahme; das Jahr 1933 tat ein übriges; das Jahr 1945 gab den Rest. Wir sind ins Sternbild der Politik geraten und mögen zusehen, wo wir bleiben.“

Die wahren Subjekte werden verschwiegen, an deren Stelle treten die schlechten Verallgemeinerungen – der Deutsche von heute – und Pseudo-Subjekte. „Das Jahr 1933 tat ein übriges“ –: warum so schamhaft und zögernd? Jeder vernünftig Denkende kann dem annoch ungenannten Verfasser dieser Sätze Auskunft über die Täter des Jahres 1933 geben; jeder nur halbwegs Orientierte kann den Abgrund aufdecken, der in dem Zitat mit der Floskel „ein übriges“ gefissentlich verhüllt wird! Aber nicht genug: „das Jahr 1945 gab den Rest.“ Den Rest wovon? Will man uns die famose Ansicht einflößen, das Jahr 1945, in welchem die Hitler, Himmler und Goebbels von der Bildfläche verschwanden, habe uns jenen Rest noch verabreicht, den die vorausgegangenen zwölf Jahre der Unmenschlichkeit uns erspart hatten?

*

„Man hat als einen Grund für die zögernden Bemühungen der jüngeren Lyrik angegeben, daß durch die Jahre 1933 und 1945 bei uns Deutschen die Brücken von Generation zu Generation einstürzten. Ohne Zweifel entstand aus der Vereinsamung unserer Dichterreihen manches Widrige und keineswegs bloß für die jeweils Unliebsamen.“

Halten wir am Rande fest, daß hier „durch“ Jahre Brücken einstürzen und Dichterreihen vereinsamen – immerhin nicht alltägliche Vorkommnisse. Schwerwiegender indes ist die Tatsache, daß auch hier der Autor die entscheidenden Ereignisse und die Unterschiede zu verschleiern versucht. Das Geschehen des Jahres 1945, so gibt man uns wiederum zu verstehen, sei jenem des Jahres 1933 vergleichbar: „manches Widrige“ habe sich da ereignet. Einmontiert in diese verfälschende Aussage ist dann noch der mit Nachdruck vorgebrachte Hinweis, daß keineswegs nur die „jeweils Unliebsamen“ zu leiden gehabt hätten. Mit anderen Worten: der Autor unseres Textes will uns sagen, daß auch die literarischen Nutznießer des Jahres 1933 unter dem Gesichtspunkt erfahrener Unbill u. U. durchaus jenen Schriftstellern an die Seite zu stellen seien, die von den Machtergreifern des Jahres 1933 geächtet und aus ihrem Vaterland vertrieben worden sind.

*

Sapienti sat. Bleibt noch zu erwähnen, daß die Zitate dem Aufsatz „Umstrittene Lyrik“ von Ludwig Friedrich Barthel entnommen sind. Erschienen ist der Text in der dritten Folge (1956/57) des Jahrbuchs zeitgenössischer Lyrik „Das Gedicht“ (Christian Wegner Verlag, Hamburg). Rudolf Ibel, der Herausgeber dieser instruktiven und wirklich verdienstvollen Veröffentlichung, verdient unser Lob. Es fällt uns auch nicht ein, ihm wegen des Abdrucks dieses aufschlußreichen Textes von Ludwig Friedrich Barthel einen Vorwurf zu machen. Letzteres schon darum nicht, weil er unmittelbar nach diesen falschen und schwülstigen Stilisierungen Barthels einen Brief von

WEGE ZUM GEDICHT INTERPRETATIONEN

*Einführung in Sinn und Form
und Interpretationen Deutscher Lyrik*

*Mit einer Einführung von Edgar Hederer
herausgegeben von Rupert Hirschenauer
und Albrecht Weber*

460 Seiten, Ganzleinenband
mit Schutzumschlag, holzfreies Papier
12,40 DM

SCHNELL & STEINER
MÜNCHEN UND ZÜRICH

Anerkannte Dichter und Kultur- kritiker:

Romano Guardini, Curt Hohoff, Hans
Egon Holthusen, Johannes Pfeiffer,
Max Picard u. a.

Führende Universitätslehrer:

Wilhelm Grenzmann, Bonn / Edgar
Hederer, München / Hugo Kuhn,
München / Hermann Kunisch, München /
Helmut Motekat, München / Hans
Schwerte, Erlangen / Emil Staiger,
Zürich / Paul Stöcklein, München /
Erich Trunz, Münster / Fr. Wilh.
Wentzlaff-Eggebert, Mainz

Erste Fachkräfte aus der Höheren Schule:

Walter Franke, Kirchzarten / Erich
Hock, Würzburg / Fritz Kranz, Regens-
burg / Jakob Lehmann, Bamberg /
Michael Scherer, München / Gerhard
Storz, Schw.-Hall u. a. haben über
50 Gedichte aus allen Jahrhunderten, die
den einzelnen Beiträgen vorangestellt
sind, einfühlsam in Inhalt und Form
interpretiert. Gesammeltes Wissen und
subtiles Gespür durchleuchten das Ge-
webe des Gedichts. Klar und sachlich
werden Form und Entwicklung heraus-
gearbeitet. Der vorzüglich ausgestattete
Band legt eine bisher fehlende Summe
vor, in der Klassik und Gegenwart
besonders betont sind.

Die Bibliographie der bisherigen Lyrik-
interpretationen (52 Seiten) erhebt den
Band zu einem einmaligen Nachschlage-
werk.

Zu dem Interpretationsband erschienen
4 Gedichtbände „Deutsche Gedichte“
(broschiert, je 160 Seiten, holzfreies
Papier, 2,80 DM):

Ringel des Daseins	Untersekunda
Der ewige Strom	Obersekunda
Waage des Schicksals	Unterprima
Gipfelblick	Oberprima

die in Bayern (lernmittelfrei), Baden-
Württemberg und Schleswig-Holstein
zum Unterricht an Höheren Schulen
zugelassen sind. In Nordrhein-Westfalen
und Hamburg ist die Auswahl und Ein-
führung den Schulen überlassen.

WOLFGANG MONECKE

TAUWIND

Roman. 319 Seiten. Leinen 10.80 DM

Es liegt ein eigener Zauber über diesem ungewöhnlichen Eheroman, dessen äußere Begebenheiten in die Spanne weniger Tage gedrängt sind. Die oft messerscharf geschliffenen Dialoge dieser modernen Menschen, dazu ein liebevoll gezeichnetes Milieu, das Haus zwischen Fluß und Wald, all das ist getaucht in das Elmsfeuerlicht eines erschlaffenden Föhns, in die nervenzerrende Erwartung des erlösenden ersten Gewitters. Es ist das gedankentiefe Buch eines noch jungen Autors, der hier die „altmodische“ Frage nach Recht oder Unrecht in und an einer Ehe mutig in ein neues, nicht ungefährliches Licht gerückt hat.

Mit verzweifelterm Glückshunger sind Sabine und Alfred ihren Weg gegangen, haben in jahrelangem Schweigen und Verschweigen keine Ahnung einer Gefahr aufkommen lassen wie der Reiter über dem Bodensee. Erst mit dem Brief und der Wiederbegegnung mit einem Totgeglaubten soll nun das Eis brechen; das Nichts tut sich auf. Was einst im Kriege zwischen Harro Wichmann, dem verwundeten Flieger, und Sabine, der damals jungverheirateten Lazarettswester, unter der weißen Wüsten Sonne von Sidi el Bareb vorgefallen ist, diese seltsam schemenhaft gewordenen Erlebnisse sind nun ausweglos. Der offengebliebene Posten der Ehe verlangt über Nacht beglichen zu werden.

In den Gedanken, Gesprächen und Begegnungen der drei Beteiligten, in die sich auch der Erzähler und eine resolute, lebenskundige Freundin einschalten, wird vieles geklärt und zurechtgerückt: ernst, verquält, fanatisch, wohl auch mit selbstsüchtiger Gleichgültigkeit oder mit praktischem Humor. Doch erst eine letzte erschütternde Wendung der Dinge enthüllt das feige Versagen aller vor dem Eigentlichen, um das es geht. Der tragische, beinahe tragikomische Tod des „Überflüssigen“, der sich selbst überlebt hatte, ist den Beteiligten am Ende Mahnung und Gewinn. Gewinn für die, welche bisher „nicht entschieden genug dem Heute gelebt und nicht ernst genug gemacht hatten mit ihrer Freiheit und ihren Gesetzen“.

Ihr Buchhändler berät Sie gern

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

NEUERSCHEINUNG

Wenzel Lohff • Glaube und Freiheit

Das theologische Problem der Religionskritik von Karl Jaspers

Sammlung wissenschaftlicher Monographien Bd. 174. 292 Seiten. Leinen 29,40 DM

Eine theologische Betrachtung der Philosophie Jaspers' fehlt bisher, so daß die Arbeit von Lohff eine fühlbare Lücke ausfüllt. Der philosophische Ansatz von Jaspers ist in der Existenzphilosophie dadurch ausgereichert, daß er einen unmittelbaren Zugang zum christlichen Glauben aufzuweisen scheint. Immer wieder ist Jaspers dafür in Anspruch genommen worden, die Übergänge zwischen Existenzphilosophie und Theologie sichtbar zu machen. Die genaue Erörterung dieses Fragenkomplexes führt zu wesentlichen Einsichten sowohl über die Existenzphilosophie wie über die Stellung der evangelischen Theologie im Gespräch der modernen Wissenschaften.

NEUAUFLAGE

Anders Nygren • Eros und Agape

Gesamtwandlung der christlichen Liebe

121 Seiten. Leinen 24.— DM

Hier wird das viel mißbrauchte Wort „Liebe“ der biblionschen Sprachverwirrung entrissen und in seinem biblischen Sinne erhellt. Es ist das Anliegen des Verfassers, die christliche und die heidnische Liebesauffassung von ihren letzten Motiven her erkennbar zu machen. Das Buch hat alsbald nach seinem ersten Erscheinen (1929) Ruf und Ruhm eines Standardwerkes gewonnen.

Der Buchhändler wird Ihnen die Bücher gern vorlegen

CARL BERTELSMANN VERLAG GÜTERSLOH

RODA WIESER

Persönlichkeit und Handschrift

206 Seiten mit 50 Schriftbeispielen.
Kart. 12.— DM. Leinen 14.— DM

„Von den Forschungen Ludwig Klages ausgehend, trägt dieses Buch die großen Fragen der modernen Graphologie unmittelbar an den Menschen heran und sucht aus der Praxis selbst zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Mit einer großen Zahl von Schriftproben gibt es dem graphologisch bereits vorgebildeten Leser ein bedeutungsvolles, vielfältiges und interessantes Arbeitsmaterial an die Hand. Ein Werk, das für die Graphologie von größter Bedeutung ist.“ *Der Büchermarkt*

*

HERMANN STREHLE

Vom Geheimnis der Sprache

Sprachliche Ausdruckslehre, Sprachpsychologie

200 Seiten. Kart. 9.— DM. Leinen 11.— DM

Das Buch führt mitten hinein in die Problematik der Entstehung der Sprache. Dem Ausdruckspsychologen H. Strehle ist der Nachweis gelungen, daß die Sprache sinnerfüllt ist bis in ihre Einzelheiten hinein. Strehles Buch bedeutet einen Wendepunkt für die Sprachwissenschaft und eine Offenbarung für jeden, der seine Muttersprache liebt.

ERNST REINHARDT VERLAG
MÜNCHEN/BASEL

HANS BENDER

Wölfe und Tauben

Erzählungen — 152 Seiten im Leinen
7.80 DM

Bender ist ein Meister im Weggewen, ein sparsamer Schilderer des Kleinen, Halbblauen, Intimen. Seine Sprache leistet sich keinen Aufwand; sie verwebt Schilderung und Deutung der Welt zu einem Stoff, der lange hält. Schon bei den Jugenderinnerungen, mit denen diese Sammlung kurzer Geschichten beginnt, blüht der Autor gewissermaßen durch Türspalten und halbverhängte Fenster ins Leben der Großen, das enträtselt und bestanden sein will. Der Krieg und die Zeit danach erzwingen dann Entscheidungen, von denen der Knabe noch nichts weiß. Wölfe und Tauben spielen nicht nur eine reale Rolle in zwei Erzählungen aus dem Osten — sie deuten symbolisch an, wo Bender seine Stoffe herholt und was er damit im Sinne hat. Auch dieses kleine Buch weist ihn als Talent aus, von dem wir noch hören werden.

Deutsche Presse Agentur, Hamburg

Es mag erlaubt sein, hier von klassischer Prosa zu sprechen, rein, fast zart in der Form, aber übergewollt von Lebendigem und Leben. — Über den Inhalt hinaus freuen wir uns an dem äußerlich sehr schönen Buch.

*Joseph Mühlberger
in der Neuen Württembergischen Zeitung*

CARL HANSER VERLAG
MÜNCHEN

„Ich habe gerade das neue HORTULUS-Heft durchgesehen und möchte Ihnen doch sagen, wie sehr es mir wieder gefallen hat, ganz besonders auch Ihr klärendes, erhellendes Vorwort. Ich bewundere es, wie Sie aus einer Vielfalt ganz verschiedenartiger Stimmen doch jeweils eine Einheit werden lassen, die „ins Offene, ins Mannigfaltige“ weist. Wiederum ein schönes, ein dichtes Heft, von dem Anstöße ausgehen, das weiterführt!“ So schreibt Walter Helmut Fritz (Karlsruhe) über das jüngste Heft der seit 1951 erscheinenden Zeitschrift HORTULUS an den Herausgeber. Und das ist nur eine Stimme von vielen.

HORTULUS *Illustrierte Zweimonatsschrift für neue Dichtung* Herausgegeben von Hans Rudolf Hilty

Jahresabonnement (6 Hefte): DM 12.—. Einzelheft: DM 2.50

Jedes Heft bringt Erstdrucke dichterischer Texte aus dem ganzen deutschen Sprachraum, besonders Arbeiten jüngerer Schweizer Autoren, deren Schaffen unter dem Gesichtswinkel der gegenwärtigen europäischen Dichtung bemerkenswert ist. Zu den Mitarbeitern gehören: Ilse Aichinger, Edwin Arnet, Ingeborg Bachmann, Hans Boesch, Jean Gebser, Eugen Gomringer, Walter Groß, Walter Höllerer, Erwin Jaeckle, Karl Krolow, Kurt Marti, Herbert Meier, Kuno Raeber, Urs Martin Strub und viele andere. Jedes Heft enthält ein Originalkunstblatt als Beilage und einige Zeichnungen im Text. Bestellen Sie mit einer Postkarte die Zeitschrift oder vorläufig ein kostenloses Probeheft beim Verlag! „Der Betrag, den es einzusetzen gilt, ist gering, der Gewinn für Sache und Leser groß“ („Die Tat“, Zürich).

HORTULUS Heft 27 (Juni 1957) bringt als Sonderheft

ALEXANDER XAVER GWERDER *Maschenriß*

Gespräch am Kaffeebaustisch (Aus dem Nachlaß)

Die Stimme von Alexander Xaver Gwerder, der im Herbst 1952 zu Arles in der Provence freiwillig aus dem Leben schied, gehört zu den stärksten Stimmen in der jüngeren Schweizer Dichtung. Die Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß (der Lyrikband „Dämmerkleee“ und der Prosaband „Möglich, daß es gewittern wird“) haben im ganzen deutschen Sprachraum aufhorchen lassen. „Maschenriß“ ist die umfangreichste Dichtung, die er hinterlassen hat: ein außergewöhnliches Werk, in dem das Dokumentarische und das Dichterische eine spannende Einheit bilden. Sichern Sie sich das Heft der Zeitschrift HORTULUS, das die Dichtung im Erstdruck bringt, durch rechtzeitige Bestellung!



HORTULUS
IM TSCHUDY-VERLAG ST. GALLEN/SCHWEIZ

JANUS-BÜCHER

DIE ERSTEN BÄNDE:

1 Chinas kulturelle Revolution

Die Bewegung vom 4. Mai 1919. Von Prof. WOLFGANG FRANKE, Hamburg
Mit einer Karte, Literaturverzeichnis und Zeittafel

Die geistigen Umwälzungen, die mit den Peking Studentenumruhen 1919 begannen, bezeichnen den Aufbruch des „modernen“ China. Die Schrift zeigt, wie die Ideen des Westens im einzelnen angeeignet und umgestaltet wurden.

2 Cortés in Mexico

Von Dr. H. D. DISSELHOFF, Dir. des Völkerkundemuseums Berlin
Mit einer Karte, Literaturverzeichnis und Zeittafel

Ein Bericht über den berühmten Zug des Cortés nach der Hauptstadt des Aztekenreiches im Jahre 1519 – geschrieben von einem Kenner des Landes und der alt-amerikanischen Kulturen an Hand der spanischen Quellen und Augenzeugenberichte.

3 Napoleons Griff nach der Karlskrone

Das Ende des alten Reiches 1806. Von Prof. HELLMUTH RÖSSLER, Darmstadt
Mit Literaturverzeichnis und Zeittafel

Napoleon als Kaiser von Europa – diese Vorstellung spielte in der Weltpolitik des Jahres 1806 eine bedeutsame Rolle. Dieser Band beschreibt, wie es zur Niederlegung der Kaiserkrone kam.

4 Israel

Wiedergeburt eines Staates. Von M. Y. BEN-GAVRIËL, Jerusalem
mit Dokumentenanhang und Literaturverzeichnis

Die Gründung des Staates Israel im Jahre 1948 hat eine ebenso verwickelte wie weitreichende Vorgeschichte. In letzter Zeit ist deutlich geworden, welche Rückwirkungen die jüngste Geschichte des Nahen Ostens auf Weltpolitik hat.

IN VORBEREITUNG:

5 Canossa

Mit Literaturverzeichnis und Zeittafel

Von Prof. Dr. W. von den STEINEN, Basel

6 Lenin 1917

Die Geburt der Revolution aus dem Kriege. Von Doz. Dr. ERWIN HÖLZLE, Konstanz

Mit Literatur- und Quellenhinweisen

Jeder Band kartoniert 3,20 DM

R. OLDENBOURG VERLAG, MÜNCHEN

JOHAN FALKBERGET

JOHANNES

Roman. Aus dem Norwegischen übertragen von Heinrich Fauteck

423 Seiten. Leinen 14.— DM

In dieser großen Symphonie des Lebenswillens und der Liebe kämpfen sich zwei Menschen in harter Arbeit durch die Nacht der Not in ein besseres Morgen für ihr gedrücktes Land Norwegen. Johannes Radmacher, der aus dem sächsischen Freiberg zugewanderte Kunstmeister der Schmelzhütte im Gaulatale, und sein Eheweib An-Magritt, die ehemalige Ochsenfahrerin, werden durch ihr Vorbild der Tat zu Lichtträgern und Nothelfern für ihre stumpf dahinvegetierenden Landsleute. Es sind die Leibeigenen, die Köhler und Erzfahrer, die Schmelzknechte und Hüttenschreiber, welche die heraufdämmernde Industrialisierung und Technisierung des Drontheimer Erzbergbaues um ihr karges Brot zu bringen droht; all die Menschen, welche der Absolutismus des Dänenkönigs, die Ausbeuterei der Gruben- und Handelsherrn und auch die eigene Schuld ins Elend gestoßen hat.

Wenn Johannes durch kunstreiche technische Neuerungen unter harten Opfern den Fortgang der Arbeit in der bankrotten Schmelzhütte sichert, und die Hände aller wieder zukunftsfreudig zupacken; wenn An-Magritt, hinter dem Pfluge gehend, dem Manne die neue Heimat und auf der Hünenstelle eine Freistatt schafft als eine erste Schanze gegen Willkür und Unrecht, so überschreiten zwei Starke – der Mann mit Zirkel und Richtscheit, die Frau mit Sichel und Spindel – stellvertretend für das schwere Schicksal ihres Landes gemeinsam die Schwelle einer neuen Zeit. Der Deutsche „trug Gottes Herz in seiner Brust“, und in der Seele der Frau „wohnten der Wille und der Trotz ihres Volkes“.

Aus solchem Geiste hat Falkberget – selbst Nachfahr vor Jahrhunderten aus dem Braunschweigischen eingewanderter Bergleute – als berufener Kenner der Geschichte seiner Heimat Menschen, Dinge und Geschehnisse aus dem für Norwegen so krisenreichen siebzehnten Jahrhundert zu einem sprachgewaltigen Epos verdichtet. Es spiegelt in historisch getreuen, realistisch-herben Szenen Schicksal und Seele eines ganzen Volkes. Was im Dämmer der Vergangenheit versunken schien, hat Falkberget hier ins Allgemeingültige, ja Mythische gehoben. Mit An-Magritt ist der Weltliteratur eine große neue Frauengestalt geschenkt worden, und mit dem Schicksalsweg des deutschen Kunstknechts Johannes verbindet der Dichter, wie er einmal bescheiden äußerte, auch eine Botschaft an Deutschland. Möge sie bei uns gehört und verstanden werden.

Zwei Bände des Romanzyklus „Brot der Nacht“ erschienen bereits in deutscher Übersetzung: „Brot der Nacht“ und „die Pflugschar“.

Ihr Buchhändler berät Sie gern

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

NEUE BÜCHER HERBST 1957

ERICH POGATS

Ihr zwingt die Flüsse nicht

Roman. Etwa 340 Seiten. Leinen 15.80 DM

Prag in den Jahren 1939/40 ist der Schauplatz dieses Romans eines bisher kaum bekannten österreichischen Autors. In der einmaligen Konstellation eines bestimmten Ortes und eines bestimmten Augenblicks leuchtet das bleibende Sternbild des Menschen auf, der sich gegen Zwang und Unterdrückung in seinem Kern behauptet.



ALFRED CHESTER

Meine Augen können ihn nicht sehen

Roman. Deutsch von Curt Meyer-Clason. Etwa 270 Seiten. Leinen 14.80 DM

Der junge amerikanische Schriftsteller, dem viele Kritiker die Chance geben, morgen schon neben den ersten Namen der zeitgenössischen Literatur genannt zu werden, schreibt hier die Geschichte einer Krise. Chester ist ganz von heute; seine Eigenart läßt aufhorchen.

CHARLES MORGAN

Herausforderung an Venus

Roman. Deutsch von Helmut Lindemann. Etwa 350 Seiten. Leinen 13.80 DM

Wer sich über sich selbst erhebt, wird von den Mächten in seine Grenzen verwiesen. Morgan zeichnet die schicksalhafte Begegnung eines Engländer mit einer italienischen Aristokratin mit leisem Humor, Ironie und Ernst. – Eine Huldigung an Italien, wie die „Reise“ eine Huldigung an Frankreich war.

JEANNE MONTUPET

Das Haus Vermorel

Roman. Deutsch von Oliver Storz. 390 Seiten. Leinen 16.80 DM

Die drei Generationen umspannende, von Kampf, Leidenschaft und Abenteuer durchwirkte Geschichte einer französischen Siedlerfamilie in Algerien. Die Autorin wurde in Frankreich mit Mazo de La Roche und Margaret Mitchell verglichen.

BENJAMIN SUBERCASEAUX

Fahrt ohne Kompaß Der Irrtum eines großen Herzens

Deutsch von Ellen v. Protzen. 306 Seiten. 1 Karte. Leinen 15.80 DM

Ein Abenteuer des Geistes und der Tat. „Die Geschichte und die hinter ihr stehende historische Wirklichkeit bersten vor Handlung. Was aber in dem Leser dieses einzigartigen Romans am längsten nachschwingt, ist das Eindringen in die Geheimnisse der menschlichen Natur.“

New York Herald Tribune

deutsche Verlags-Anstalt

ANTON ZISCHKA

Lebendiges Europa

Leistungen und Aufgaben des Erdteils der Mitte. 288 Seiten. Mit 57 Bildern, 5 Schwarz-weißkarten und 2 farbigen Karten auf den Vorsatzblättern. Format 12,5 x 20,2 cm

Leinen 12,50 DM

Ist unser Europa nur noch Niemandland, auf dem zwei außereuropäische Großmächte ihren Kampf um die Weltherrschaft austragen? Darf man dieses Europa gar schon abschreiben? Tausendmal nein!

Anton Zischka, international bekannter Wirtschaftsexperte, zeigt in diesem aktuellen Bericht der Welt ein „unbekanntes Europa“. Es ist der unterschätzte „Erdteil der Mitte“, der durch Erfindungskraft und Organisationsgabe, durch Fleiß, Solidarität und weltweites Denken seiner Menschen zum Kristallisationspunkt einer neuen Welt geworden ist! Was heute von allen europäischen Nationen schöpferisch geplant und von Sizilien bis Island schon verwirklicht ist, schildert dieser fesselnde Tatsachenbericht in erregenden Kapiteln. Was unser Europa zum Wohle und Nutzen der Menschheit heute leistet, wird hier mit der eingehenden Sachkenntnis und Darstellungsgabe eines Zischka für Millionen zum ersten Male ins rechte Licht gerückt.

Von Land zu Land, von Schauplatz zu Schauplatz blendet der Bericht auf Neues, ja Unerhörtes an Großtaten auf technischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet. Da ist der europäische Süden, wo Spanien, Griechenland und Italien ihre Produktionsreserven in raschem Tempo mobilisieren. Frankreich arbeitet wie noch nie: An der Rhone entsteht das erste Groß-Flutkraftwerk der Welt. Mit Frankreichs Partnerschaft fanden Kohle und Erz in der Montan-Union zusammen. Das heiße Eisen „Eurafrika“ wird mutig angepackt. Ein aktuelles Kapitel gilt den technischen Höchstleistungen auf dem lebenswichtigen Sektor des Öls. Ein wirtschaftlicher Großraum: der Rhein, europäischster und verkehrsreichster Strom der Welt. 3.400 km lang ist die projektierte Schiffahrtsstrecke Rhein-Main-Donau. 1965 wird sie fertiggestellt sein. England hat einen Kernreaktor und baut die erste Untersee-Hochspannungsleitung. Europas Arktis öffnet ihre Schätze. Die Flugverbindung über den Pol ist Wirklichkeit. Norwegen besitzt das erste Groß-Elektrorohrheisenwerk der Welt. . . . Das ist nur einiges wenige aus einer überreichen Fülle, über der Namen wie Monnet, Olivetti, Onassis, Philips, Thomas u. a. nicht zu vergessen wären. Und nun, das Wunder aller Wunder: Europas „Städte aus der Retorte“, die ihr Entstehen und rapides Wachstum neuen Erfindungen verdanken, wie Salzgitter und Knapsack. Hier schlägt man Amerikas Wachstumsrekorde – ohne auf Europas Kultur zu verzichten!

Wahrhaftig: „Europas Vielfalt der Talente im Zusammenspiel der Kräfte ist unseres Erdteils größtes Reichtum!“ Die Richtigkeit dieses Leitsatzes erhärtet Zischka auf jeder Seite seines spannenden Buches durch Tatsachen. Er weitet des Lesers Horizont und erfüllt ihn mit dem selbstsicheren Stolz: Man braucht uns! Zischka wirbt in der Welt für dieses Europa, wo nicht Zwang und Gewalt entscheiden, sondern allein die Leistung.

Ihr Buchhändler berät Sie gern

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G